Miller

# Deutsches Lesebuch

für die

## erste und zweite Lateinklasse

und für den

## ersten Kurs der Präparandenschule

bearbeitet

von

**M. Miller,**

k. Studienlehrer.

**Passau.**

M. Waldbauer's Verlag.

1875.

# Vorbemerkung.

Ein Schullesebuch muß nach den praktischen Bedürfnissen der Schule eingerichtet sein. Wenn nun der deutsche Unterricht in den unteren Klassen der Mittelschule darauf abzielt, die Schüler 1. zu befähigen, sich der Muttersprache korrekt und sicher zu bedienen und 2. anzuleiten, ihre Anschauungen und Gedanken klar und geordnet mündlich und schriftlich wiederzugeben: so ist es die Aufgabe eines Lesebuches für diese Stufe, Musterstücke zu bieten an welchen sowohl entsprechende Uebungen in der Sprachlehre vorgenommen, als auch die Grundsätze dargelegt werden können, nach welchen eine zusammenhängende Darstellung auszuarbeiten ist. Das Lesebuch hat also geeigneten Uebungsstoff für die Grammatik und Musterbeispiele für den Aufsatz zu liefern, und dadurch dem Unterrichte gewissermaßen als Stütze zu dienen.

Was nun die Uebungen in der Grammatik betrifft, so handelt sich hier darum, das in der Volksschule Erlernte*) zu befestigen und mit Rücksicht auf die weiteren Zwecke der Mittelschule zu erweitern und auszubilden.

Hiezu mögen nun vorzugsweise die kleineren Lesestücke geeignet sein (1—28): sie dienen außer zu Leseübungen besonders zur

---

*) Vergleiche Abschnitt V und VI der allerhöchsten Verordnung vom 26. August 1874.

mündlichen Wiedergabe des Gelesenen, zu Uebungen im Deklinieren und Konjugieren, zur Bestimmung der Rede- und Satzteile, zu Wort- und Sinnerklärungen, Umschreibungen, Ableitungen, kurz zur grammatischen, stilistischen und ästhetischen Analyse.*) Einige derselben dürften auch memorirt werden.

Alle diese Uebungen sollen aber nicht bloß mündlich, sondern auch schriftlich vorgenommen werden, indem die schriftliche Uebung eine Wiederholung und praktische Verwertung und Einübung „der aus der lebendigen Sprache entwickelten und vom Schüler lebendig erfaßten Sprachgesetze sein sollen. Denn es handelt sich nicht bloß um ein Wissen grammatischer Regeln, sondern um ein Können, d. h. um die Fertigkeit, die hochdeutsche Sprache mündlich und schriftlich richtig zu gebrauchen."**) —

Die Lesestücke (28—54) bieten einfache, leichte Erzählungen als Stoff für mündliche und schriftliche Nacherzählungen.

Bei diesen Uebungen handelt es sich darum, die einzelnen (vor allem die Haupt-) Momente einer Handlung in ihrer natürlichen Reihenfolge logisch und sachlich geordnet wiederzugeben. Das Wesen dieser Uebungen beruht auf Nachahmung von Musterstücken. Deren Nutzen und Notwendigkeit für die noch ungeübten Anfänger stellt der treffliche Pädagog Kellner mit folgenden Worten dar: „Wie der Mensch seine Sprache nicht erlernt, als sei sie eine Kunst, sondern durchs Leben, durch den Umgang mit andern und die Nachahmung überhaupt entwickelt, so lernt das Kind auch die Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck anfänglich und hauptsächlich durch Nachahmung; daher müssen dem Schüler

---

*) Vergleiche „Praktische Uebungen, methodisches Hilfsbuch" von Max Miller, Studienlehrer. Straubing, im Selbstverlage des Verfassers.

**) Kehr, Praxis.

Muster in Hinsicht auf Bildung des Stiles gegeben werden, die er nachbilden soll, damit durch die Nachbildung erst sein Gefühl für's Richtige und Schöne gestärkt werde.“

Die Lesestücke (54—83) bieten Musterbeispiele der beschreibenden Darstellung zur mündlichen und schriftlichen Nachahmung. Sie behandeln konkrete Gegenstände, geographische Verhältnisse (Baierns), einzelnes aus der Natur- und Tierwelt. Die Uebungen in der beschreibenden Darstellung sind für die untere Stufe von hervorragender Bedeutung; denn sie entwickeln das Anschauungsvermögen. Dies ist aber eine der wesentlichsten Aufgaben des Unterrichtes, weil von der Entwickelung des Anschauungsvermögens die jeder verstandesmäßigen Erkenntniß abhängt; auf der realen Basis hat sich die ideale Anschauung zu entwickeln. Das betont auch Bone, wenn er sagt: „Ein durchgehender Fehler der deutschen Aufsätze, die von den Schülern der oberen Klassen geliefert worden, ist wohl Mangel an Klarheit. Der Grund liegt ohne Zweifel größtenteils darin, daß in den unteren und mittleren Klassen zu wenig auf objektive und anschauliche Darstellung gehalten wird, wodurch sich der Schüler daran gewöhnt, erst nach klaren Gedanken zu suchen und dann die Form als freie Natur hervorwachsen zu lassen.“ — Man ist übrigens jetzt glücklicherweise schon allenthalben von dem Unsinne abgekommen, sogar auf der unteren Stufe abstrakte Themata bearbeiten zu lassen; eben so sehr möge man sich aber auch von jener unpraktischen Aengstlichkeit hüten, welche der geistigen Fähigkeit der Schüler der unteren Klassen gar nichts zutrauen zu dürfen glaubt und sie dafür durch übertriebene Betonung der Grammatik oder durch pedantische Armseligkeit in Behandlung der schriftlichen Uebungen langweilt und jeden freiern Aufschwung und jede frischere Bewegung niederhält. Gerade der

deutsche Unterricht aber kann und soll vor allen Disziplinen dahin wirken, durch Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit der Uebungen belehrend und anregend zu sein und dadurch die Schüler zur Lust am Lernen und zur Entfaltung ihrer geistigen Kräfte anzuspornen!

Bei der Auswahl der poetischen Stücke wurden im allgemeinen die nämlichen Gesichtspunkte festgehalten, wie bei der Auswahl der prosaischen: sie bieten Erzählungen, Beschreibungen und lyrische Gedichte für Memorier- und Deklamierübungen, Nacherzählungen (mündlich und schriftlich) und Uebertragung in Prosa.

Schließlich sei noch der Wunsch ausgesprochen, daß das Büchlein bei den verehrten Kollegen freundliche Berücksichtigung finden und der Förderung des deutschen Unterrichtes an unseren Schulen dienen möge!

# I.

# Prosaischer Teil.

## Fabeln, Sagen, Erzählungen, Beschreibungen.

---

### 1. Der Adler.

Man fragte den Adler: „Warum erziehst du deine Jungen so hoch in der Luft?"

Der Adler antwortete: „Würden sie sich erwachsen so nahe zur Sonne wagen, wenn ich sie tief an der Erde erzöge?"

### 2. Der Fuchs.

Ein verfolgter Fuchs rettete sich auf eine Mauer. Um auf der andern Seite gut herabzukommen, ergriff er einen nahen Dornstrauch. Er ließ sich auch glücklich daran nieder, nur daß ihn die Dornen schmerzlich verwundeten. „Elende Helfer," rief der Fuchs, „die nicht helfen können, ohne zugleich zu schaden."

### 3. Der Hirtenhund.

Ein alter Hirtenhund, der seines Herrn Vieh getreulich bewachte, geht abends heim. Da klafften ihn die Stubenhündlein auf der Gasse an. Er trabt vor sich hin und sieht sich nicht um. Als er vor die Fleischbank kommt, fragt ihn ein Fleischerhund: „Wie kannst du nur das Gebell leiden, und warum nimmst du nicht einen beim Kragen?" — „Nein," sagte der Hirtenhund, „es

zwackt und beißt mich ja keiner; ich muß meine Zähne für die Wölfe haben."

## 4. Der Esel und der Wolf.

Ein Esel begegnete einem hungrigen Wolfe: „Habe Mitleiden mit mir!" sagte der zitternde Esel; „ich bin ein armes, krankes Tier; sieh' nur, was für einen Dorn ich mir in den Fuß getreten habe!"

„Wahrhaftig, du dauerst mich," versetzte der Wolf. „Und ich finde mich in meinem Gewissen verbunden, dich von diesen Schmerzen zu befreien."

Kaum war das Wort gesagt, so ward der Esel zerrissen.

## 5. Der Fuchs und der Storch.

„Erzähle mir doch etwas von den fremden Ländern, die du alle gesehen hast!" sagte der Fuchs zu dem weitgereisten Storche.

Hierauf fing der Storch an, ihm jede Lache und jede feuchte Wiese zu nennen, wo er die schmackhaftesten Würmer und die fettesten Frösche geschmauset.

## 6. Der Stier und das Kalb.

Ein starker Stier zersplitterte mit seinen Hörnern, indem er sich durch die niedrige Stallthüre drängte, die obere Pfoste. „Sieh' einmal, Hirte!" schrie ein junges Kalb, „solchen Schaden thu' ich dir nicht."

„Wie lieb wäre mir es," versetzte dieser, „wenn du ihn thuen könntest."

## 7. Der Schwamm und das Gras.

Der Schwamm sagte zum Gras: „Ich schieße in einem Augenblicke auf, indessen du einen ganzen Sommer hindurch wachsen mußt, um zu werden, was ich in einem Augenblicke bin."

„Es ist wahr," erwiderte das Gras, „ehe ich etwas wert

bin, kann dein eigener Unwert hundertmal entstehen und hundertmal wieder vergehen."

## 8. Die Eiche und das Schilfrohr.

Eine Eiche, die mit ihren stolzen Aesten das Ufer eines Flusses überschattete, wurde von der Gewalt eines heftigen Sturmes niedergeworfen. Sie stürzte in den Strom, und die Wellen führten sie mit sich fort. Da streiften ihre Zweige, als sie dahin schwamm, an ein Schilfrohr an, das am Ufer stand. Verwundert sprach sie zu demselben: „Wie ist es möglich, daß du stehen bliebst bei einem so wütenden Sturme, dem sogar meine gewaltige Stärke erliegen mußte?"

„Nun," erwiderte das Schilfrohr, „ich beugte mich vor der Wut des Sturmes und trotzte ihm nicht hartnäckig, und so bin ich verschont geblieben."

## 9. Der Fuchs und der Löwe.

Ein Fuchs, der zum erstenmale in seinem Leben einen Löwen erblickte, erschrack so heftig über den Anblick dieses furchtbaren Tieres, daß er zu Boden sank und vor Schrecken fast gestorben wäre. Das zweitemal aber wagte er es schon, ihn dreist und ohne Zittern anzusehen. Als er ihm endlich zum drittenmal begegnete, ging er auf ihn zu und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein.

## 10. Der Dornstrauch.

„Aber sage mir doch," fragte die Weide den Dornstrauch, „warum du nach den Kleidern des vorübergehenden Menschen so begierig bist? Was willst du damit? Was können sie dir helfen?"

„Nichts!" sagte der Dornstrauch. „Ich will sie ihm auch nicht nehmen; ich will sie ihm nur zerreißen."

## 11. Der Stier und der Hirsch.

Ein schwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirsch weideten auf einer Wiese zusammen.

„Hirsch,“ sagte der Stier, „wenn uns der Löwe anfallen sollte, so laß uns für Einen Mann stehen; wir wollen ihn tapfer abweisen.“

„Das mute mir nicht zu,“ erwiderte der Hirsch; „denn warum sollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlassen, da ich ihm sicher entlaufen kann?“

## 12. Die blinde Henne.

Eine blind gewordene Henne, die des Scharrens gewohnt war, hörte auch blind noch nicht auf, fleißig zu scharren. Was half es der arbeitsamen Närrin? Eine andere sehende Henne, welche ihre zarten Füße schonte, wich nie von ihrer Seite und genoß, ohne zu scharren, die Frucht des Scharrens. Denn so oft die Henne ein Korn aufgescharrt hatte, fraß es die sehende weg.

## 13. Der Hirsch und der Fuchs.

Der Hirsch sprach zu dem Fuchse: „Nun wehe uns armen schwächern Tieren! Der Löwe hat sich mit dem Wolfe verbunden.“

„Mit dem Wolfe?“ sagte der Fuchs. „Das mag noch hingehen! Der Löwe brüllt; der Wolf heult; und so werdet ihr euch noch oft bei Zeiten mit der Flucht retten können. Aber alsdann möchte es um uns alle geschehen sein, wenn es dem gewaltigen Löwen einfallen sollte, sich mit dem schleichenden Luchse zu verbinden.“

## 14. Der hohle Apfelbaum.

In dem hohlen Stamme eines wilden Apfelbaumes ließ sich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum war so stolz darauf, daß er alle Bäume gegen sich verachtete.

Da rief ihm ein Rosenstock zu: „Elender Stolz auf geliehene Süßigkeiten! Ist deine Frucht darum weniger herbe? In diese treibe den Honig hinauf, wenn du es vermagst; und dann erst wird der Mensch dich segnen!“

## 15. Der Esel und das Jagdpferd.

Ein Esel vermaß sich, mit einem Jagdpferde um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus, und der Esel ward ausgelacht. „Ich merke nun wohl," sagte der Esel, „woran es gelegen hat; ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuß, und der schmerzt mich noch."

## 16. Die Sonne und der Wind.

Einst stritten sich die Sonne und der Wind, wer von ihnen beiden der Stärkere sei, und man ward einig, derjenige sollte dafür gelten, der einen Wanderer, den sie eben vor sich sahen, am ersten nötigen würde, seinen Mantel abzulegen.

Sogleich begann der Wind zu stürmen; Regen und Hagelschauer unterstützten ihn. Der arme Wanderer jammerte und zagte, aber immer fester und fester wickelte er sich in seinen Mantel ein und setzte seinen Weg fort, so gut er konnte.

Jetzt kam die Reihe an die Sonne. Mit milder und sanfter Glut ließ sie ihre Stralen herabfallen. Himmel und Erde wurden heiter; die Lüfte erwärmten sich. Der Wanderer vermochte den Mantel nicht länger auf seinen Schultern zu erdulden. Er warf ihn ab und erquickte sich im Schatten eines Baumes, indes die Sonne sich ihres Sieges erfreute.

## 17. Die Krähen und der Wasserkrug.

Zwei durstige Krähen flogen umher und fanden ein Gefäß, auf dessen Boden zwar ein guter Teil Wasser sich befand, das aber selbst allzu hoch und enge war. Sie versuchten es umzustoßen oder zu zerbrechen. Beides war vergebens, und eine dieser Krähen flog mißmutig weiter; die andere aber blieb, sann weiter nach und versuchte es zuletzt auf eine neue Art. Unweit von dem Wasserkruge lagen viele kleine Kieselsteine hier und da zerstreut. Sie holte deren herbei und warf sie nach und nach ins Wasser. Immer höher und höher stieg dasselbe. Ehe eine halbe Stunde

vergangen war, konnte der Vogel seinen Durst bequem und reichlich stillen. —

Verzweifle nicht bei Schwierigkeiten! Anhaltende Mühe hat schon manches durchgesetzt, was anfangs unmöglich schien.

## 18. Der Hirsch am Bache.

Ein Hirsch trank aus einem kleinen Gewässer und erblickte in demselben sein Bild. — „Fürwahr," rief er, „die Natur meinte es nicht böse mit mir, wenigstens mit meinem Kopfe nicht! Wie prächtig ist das Geweih, das ihn schmückt! Nur meine Schenkel könnten etwas besser sein, und ich würde dann an vortrefflicher Gestalt allen Tieren Trotz bieten." Indem er dies noch sprach, hörte er in der Ferne Jagdhörner ertönen und sah die Hunde, die schon unter Bellen auf ihn zueilten. Er flog über die Felder hinweg und ließ seine Verfolger weit hinter sich. Jetzt kam er in den Wald, aber indem er sich auch hier ins Dickicht retten wollte, blieb er mit dem Geweih in den Aesten eines Baumes hangen, und die Hunde kamen herbei und rissen ihn nieder.

„Oh," seufzte er, indem er verschied, „ich Unglücklicher habe thörichter Weise meine Freunde für Feinde und meinen Feind für einen Freund gehalten! Die Schenkel, die ich tadelte, hatten mich beinahe schon gerettet, aber das Geweih, das ich pries, hat mich ins Verderben gestürzt."

## 19. Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Hasen seiner nähern Bekanntschaft. „Aber ist es denn wahr," fragte ihn einst der Hase, „daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?"

„Allerdings ist es wahr," antwortete der Löwe; „und es ist eine allgemeine Bemerkung, daß wir große Tiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du zum Exempel von dem Elefanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweines Schauder und Entsetzen erweckt."

„Wahrhaftig!“ unterbrach ihn der Hase. „Ja, nun begreife ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten.“

## 20. Der Hamster und die Ameise.

„Ihr armseligen Ameisen,“ sagte ein Hamster; „verlohnt es sich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein so Weniges einzusammeln? Wenn ihr meinen Vorrat sehen solltet!“

„Höre,“ antwortete eine Ameise, „wenn er größer ist, als du ihn brauchst, so ist es schon recht, daß die Menschen dir nachgraben, deine Scheuern ausleeren und dich deinen räuberischen Geiz mit dem Leben büßen lassen!“

## 21. Die Ziegen.

Die Ziegen baten den Zeus, auch ihnen Hörner zu geben; denn anfangs hatten die Ziegen keine Hörner.

„Ueberlegt es wohl, was ihr bittet!“ sagte Zeus. „Es ist mit dem Geschenke der Hörner ein anderes unzertrennlich verbunden, das euch nicht so angenehm sein möchte.“

Doch die Ziegen beharrten auf ihrer Bitte, und Zeus sprach: „So habet denn Hörner!“

Und die Ziegen bekamen Hörner — und Bart. Denn anfangs hatten die Ziegen auch keinen Bart. O, wie schmerzte sie der häßliche Bart! Weit mehr, als sie die stolzen Hörner erfreuten.

## 22. Der Fuchs und der Tiger.

„Deine Geschwindigkeit und Stärke,“ sagte ein Fuchs zu dem Tiger, „möchte ich mir wohl wünschen.“

„Und sonst hätte ich nichts, was dir anstünde?“ fragte der Tiger.

„Ich wüßte nichts.“ — „Auch mein schönes Fell nicht?“ fuhr der Tiger fort. „Es ist so vielfärbig als dein Gemüt, und das Aeußere würde sich vortrefflich zu dem Innern schicken.“

„Eben darum,“ versetzte der Fuchs, „danke ich recht sehr da-

für. Ich muß das nicht scheinen, was ich bin. Aber wollten die Götter, daß ich meine Haare mit Federn vertauschen könnte!"

## 23. Die Pfauen und die Krähe.

Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn der farbigen Pfauen und mischte sich kühn, als sie genug geschmückt zu sein glaubte, unter diese glänzenden Vögel der Juno. Sie ward erkannt, und schnell fielen die Pfauen mit scharfen Schnäbeln auf sie, ihr den betrügerischen Putz auszureißen.

„Lasset nach!" schrie sie endlich; „ihr habt nun all das Eurige wieder." Doch die Pfauen, welche einige von den eigenen glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: „Schweig', armselige Närrin; auch diese können nicht dein sein!" — und hackten weiter.

## 24. Der Besitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, und den er ungemein wert hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: „Ein wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade!" — „Doch dem ist abzuhelfen," fiel ihm ein; „ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen." Er ging hin, und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt, als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdienst diese Zieraten, mein lieber Bogen!" — Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht.

## 25. Trau, schau, wem?

Ein Fuchs verkündete den Hühnern und Hähnen, die auf einem Baume saßen, einen ewigen Frieden, der da wäre angestellt mit allen Tieren, also daß fürderhin Wolf und Schaf, Fuchs und Hühner ewige Freundschaft und Bündniß mit einander haben

sollten. Damit hätte er gerne die Hennen vom Baume geschwätzt. Aber der Hahn sagte: „Das hör' ich gern;" — und reckte dabei den Kopf auf. Der Fuchs fragte: „Was siehst du?" Der Hahn antwortete: „Ich sehe einen Jäger mit Hunden von ferne." Der Fuchs sprach: „Da bleib ich nicht." Antwortet der Hahn: „Harre, so wollen wir auch mit dir hinab, wenn wir sehen, daß die Hunde mit dir Frieden haben!" Der Fuchs sagte: „Ei, er möchte ihnen noch nicht verkündigt sein; ich fahre dahin."

## 26. Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbeischlich und ihm zurief: „Sei mir gesegnet, Vogel des Jupiter! — „Für wen siehst du mich an?" fragte der Rabe. „Für wen ich dich ansehe?" erwiderte der Fuchs. „Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechten des Zeus auf diese Eiche herabkommt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortfährt?"

Der Rabe erstaunte und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. „Ich muß," dachte er, „den Fuchs aus diesem Irrtum nicht bringen."

Großmütig dumm ließ er ihm also seinen Raub herabfallen und flog stolz davon.

Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in ein schmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken, und er verreckte.

## 27. Der alte Löwe.

Ein alter Löwe lag kraftlos vor seiner Höhle und erwartete den Tod. Die Tiere, deren Schrecken er bisher gewesen war,

bedauerten ihn nicht; sie freuten sich vielmehr, daß sie seiner los wurden, und einige von ihnen, die er sonst verfolgt hatte, wollten nun ihren Haß an ihm auslassen. Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beißenden Reden; der Wolf sagte ihm die ärgsten Schimpfworte; der Ochs stieß ihn mit den Hörnern; das wilde Schwein verwundete ihn mit seinen Hauern; und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe. Das edle Pferd allein blieb schweigend stehen und that ihm nichts, obgleich der Löwe seine Mutter zerrissen hatte. „Willst du nicht,“ fragte der Esel, „dem Löwen auch eines hinter die Ohren geben?“ Das Pferd antwortete: „Ich halte es für niederträchtig, mich an einem Feinde zu rächen, der mir nicht schaden kann.“

## 28. Der Wolf auf dem Todenbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. „Ich bin freilich ein Sünder,“ sagte er; „aber doch hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses gethan, aber auch viel Gutes. Einmal, erinnere ich mich, kam mir ein blöckendes Lamm, welches sich von der Herde verirrt hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und die Schmähungen eines Schafes mit der bewunderungswürdigsten Gleichgiltigkeit an, ob ich schon keine schützenden Hunde zu fürchten hatte.“

„Und das alles kann ich dir bezeugen,“ fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. „Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.“

## 29. Die Landmaus und die Stadtmaus.

Eine Landmaus erhielt Besuch von einer Freundin aus der Stadt. Erfreut über diese Ehre setzte sie ihr die besten Bissen von ihrem Vorrat vor: Erbsen, Hafer, halbzernagten Speck, und

sprach ihr zu, sich dabei recht wohl sein zu lassen. Doch diese kostete nur ein wenig davon und schien überhaupt sich nicht sonderlich in der Wohnung der Freundin zu gefallen. Als sie sich zur Heimkehr anschickte, sprach sie zur Landmaus: „Verlasse doch diesen armseligen Aufenthalt und folge mir in die Stadt! Dort wirst du in Freuden und Ueberfluß leben.“ Die gute ehrliche Landmaus ließ sich leicht bewegen; sie machte sich mit auf den Weg, und bei einbrechender Dunkelheit kamen sie mitsammen in ein großes vornehmes Haus. Da war eben eine reichliche Mahlzeit abgehalten worden, und die Tafel war noch nicht abgedeckt. Sofort nahmen sie auf einem gepolsterten Sitze Platz, und nun legte die Stadtmaus ihrer Freundin die köstlichsten Bissen vor. Diese ließ sich's recht wohl schmecken und fand in ihrem Herzen Gefallen an dem üppigen Leben, das ihr von nun an bevorstand. Plötzlich öffnete sich die Saalthüre, und es traten Menschen herein, und ein mächtiger Hund sprang mit lautem Gebelle mitten in den Saal. Erschrocken sprangen die Mäuse auf, eilten in einen Winkel und versteckten sich, so gut es ging. Endlich entfernten sich die Männer und der Hund wieder. Da kroch die Landmaus, zitternd und voll Todesangst und Schrecken, aus ihrem Verstecke hervor und sagte zur Freundin: „Ich danke dir für diese Freuden und Genüsse; ich gehe lieber auf mein Feld zurück und begnüge mich mit armer und magerer Kost; denn ich will lieber bei Armut sicher sein, als bei Ueberfluß in immerwährender Gefahr schweben.“

### 30. Die Schnecke, der Esel und das Pferd.

Die Schnecke wettete einst mit einem feurigen Füllen und einem trägen Esel um den Preis eines schönen Salatbeetes, das auf einem hohen Berge lag, und das derjenige haben sollte, der zuerst hinauf kommen würde. Man kann leicht denken, wie die beiden Tiere die arme Schnecke auslachten, die den albernen Gedanken von einem Wettstreite mit ihnen sich hatte einfallen lassen. Sie ertrug es indessen mit Gelassenheit und trat ihre Reise in aller Stille an. Der Esel und das Füllen, die ihren Spaß

haben wollten, ließen sie kriechen und sagten: „Wenn der Schleichfuß bald hinauf ist, dann wollen wir mit einigen Sätzen oben sein und sie über ihre vergebliche Arbeit brav auslachen, mittlerweile uns aber nach unserer Weise letzen.“ Der Esel traktirte sich mit den ersten besten Disteln in der Nähe, und nachdem er sich gesättiget, legte er sich hin und schlief. Das Füllen sprang in den blumenreichen Wiesen umher und fand bald Genossen seiner Lustbarkeit, mit denen es umherschwärmte und allen möglichen Mutwillen verübte. Die Schnecke kroch unermüdet eine ganze Nacht hindurch, und kam mit Anbruch des Tages glücklich auf dem Berge an. Der Esel erwachte erst jetzt. Ihm fiel die Wette ein, und er fing an, seine Reise auf den Berg anzutreten. Kaum hatte er aber ein paar Schritte gethan, als er die Schnecke nicht nur oben auf dem Berge, sondern gar auf dem Gipfel eines Baumes gewahr wurde. „Ach,“ dachte er, „nun wäre die Mühe doch vergebens! Sie hat die Wette gewonnen. Was ist zu thun? Du mußt nun schon bei deinen Disteln bleiben!“ Das Füllen dachte nun auch um diese Zeit an seine Wette; aber es hatte sich so in seinem Mutwillen vergessen, daß es weit vom Berge abgekommen war, und sich so müde getummelt, daß ihm für jetzt die Kräfte zum Rückzuge fehlten, und es also ebenfalls das Salatbeet der Schnecke überlassen mußte.

## 31. Das Wunderkästchen.

Eine Hausfrau hatte in ihrer Haushaltung allerlei Unglücksfälle, und ihr Vermögen nahm jährlich ab. Da ging sie in den Wald zu einem alten Einsiedler, erzählte ihm ihre betrübten Umstände und sagte: „Es geht in meinem Hause einmal nicht mit rechten Dingen zu. Wißt ihr kein Mittel, dem Uebel abzuhelfen?“

Der Einsiedler, ein fröhlicher Greis, hieß sie ein wenig warten, brachte über ein Weilchen ein kleines versiegeltes Kästchen und sprach: „Dieses Kästchen müßt ihr ein Jahr dreimal des Tages und dreimal bei Nacht in Küche, Keller und Stallung und allen

Winkeln des Hauses umhertragen, so wird es besser gehen. Bringt mir aber über's Jahr das Kästlein wieder zurück!"

Die gute Hausfrau setzte in das Kästlein ein großes Vertrauen und trug es fleißig umher. Als sie den nächsten Tag in den Keller ging, wollte ein Knecht einen Krug Bier heimlich herauftragen. Als sie noch spät bei Nacht in die Küche kam, hatten die Mägde sich einen Eierkuchen gebacken. Als sie die Stallungen durchwanderte, standen die Kühe tief im Kot, und die Pferde hatten statt des Hafers nur Heu und waren nicht gestriegelt. So hatte sie alle Tage einen Fehler abzustellen.

Nachdem das Jahr um war, ging sie mit dem Kästchen zum Einsiedler und sagte sehr vergnügt: „Alles geht nun besser. Lasset mir das Kästchen nur noch ein Jahr; es enthält ein gar treffliches Mittel!"

Da lachte der Einsiedler und sprach: „Das Kästchen kann ich euch nicht lassen; das Mittel aber, das darinnen verborgen ist, sollt ihr haben." — Er öffnete das Kästchen, und sieh, es war nichts darin, als ein weißes Papier, auf dem geschrieben stand:

Du mußt, soll's wohl im Hause stehen,
Auf Sparsamkeit und Ordnung sehen.

## 32. Der rohe Edelstein.

Ein roher Edelstein lag im Sande zwischen vielen andern gemeinen Steinen. Ein Knabe sammelte von diesen zu seinem Spiel und brachte sie nach Hause zugleich mit dem Edelstein; aber er kannte diesen nicht. Da sah der Vater des Knaben dem Spiele zu und bemerkte den rohen Edelstein und sagte zu seinem Sohne: „Gib mir diesen Stein!" — Solches that der Knabe und lächelte, denn er dachte: „Was will der Vater mit dem Stein machen?"

Dieser aber nahm und schliff den Stein künstlich in regelmäßige Flächen und Ecken, und herrlich stralte nun der geschliffene Diamant.

„Siehe!" sagte darauf der Vater, „hier ist der Stein, den du mir gabest." Da erstaunte der Knabe über des Gesteines Glanz

und herrliches Funkeln und rief aus: „Mein Vater, wie vermochtest du dieses?"

Der Vater sprach: „Ich kannte des rohen Steines Tugend und verborgene Kräfte, so befreit' ich ihn von der verhüllenden Schlacke. — Jetzt stralt er mit seinem natürlichen Glanze."

Darnach, als der Knabe ein Jüngling worden war, gab ihm der Vater den veredelten Stein als ein Sinnbild von des Lebens Wert und Würde.

## 33. Die sieben Stäbe.

Ein Vater hatte sieben Söhne, die öfter miteinander uneins wurden. Ueber dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit. Ja, einige böse Menschen hatten im Sinne, sich diese Uneinigkeit zu nutze zu machen, um die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr Erbteil zu bringen.

Da ließ der ehrwürdige Greis eines Tages alle sieben zusammenkommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammengebunden waren, und versprach dem, der das Bündel entzwei brechen würde, eine ansehnliche Belohnung.

Nun strengte einer nach dem andern alle seine Kräfte an, aber jeder mußte nach langem vergeblichem Bemühen gestehen, daß er nicht im stande sei, das Bündel zu zerbrechen.

Nun nahm der Vater das Bündel, löste es auf und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. Da riefen die Söhne: „So ist es freilich leicht, so könnte es ein kleiner Knabe." Der Vater aber sprach: „Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es auch mit euch, meine Söhne! So lange ihr fest zusammenhaltet, werdet ihr bestehen, und niemand wird euch überwältigen können. Wird aber das Band der Eintracht, das euch verbinden soll, aufgelöst, so geht es euch wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen."

## 34. Androklus und der Löwe.

Ein römischer Sklave, der seinem Herrn entlaufen war, wurde wieder eingefangen und zum Tode verurteilt. Man brachte ihn auf

einen großen Platz, der mit Mauern umgeben war, und ließ einen furchtbaren Löwen auf ihn los. Mehrere tausend Menschen sahen zu. Der Löwe stürzte grimmig auf den armen Menschen los — blieb aber plötzlich stehen, wedelte mit dem Schweife, sprang voll Freude um ihn herum und leckte ihm dann freundlich die Hände. Die Leute aber verwunderten sich und fragten den Sklaven, wie das komme. Der Sklave erzählte: „Als ich meinem Herrn entlaufen war, verbarg ich mich in eine Höhle der Wüste. Da kam dieser Löwe winselnd zu mir herein und zeigte mir seine Pratze, in der ein scharfer Dorn steckte. Ich zog ihm den Dorn heraus, und von der Zeit an versah mich der Löwe mit Wildbret, und wir lebten in der Höhle friedlich zusammen. Bei der letzten Jagd aber wurden wir von einander getrennt, und nun freut sich das gute Tier, mich wieder zu finden." Alles Volk war über die Dankbarkeit des guten Tieres entzückt und rief laut: „Es lebe der wohlthätige Mensch! Es lebe der dankbare Löwe!" Der Sklave wurde nun auf die Fürbitte des Volkes freigelassen und reichlich beschenkt. Der Löwe aber begleitete ihn von nun an beständig wie ein zahmes Hündchen, ohne jemand ein Leid zu thun.

## 35. Der Wildschütz.

Hubert war noch ein unmündiger Knabe, als sein guter Vater, der Jäger zu Tannstein, tief im Walde von einem unbekannten Wildschützen erschossen wurde. Die Mutter erzog den vaterlosen Knaben, so gut sie konnte, und nach zwanzig Jahren, nachdem er ein trefflicher Forstmann geworden war, erhielt er den väterlichen Dienst.

Eines Tages jagte nun Hubert mit mehreren Jägern und Jagdfreunden in dem Walde. Er schoß nach einem großen Hirsche, fehlte, und in dem Gebüsche rief eine klägliche Stimme: „O Gott, ich bin getroffen!" Hubert eilte hin und sieh', ein alter Mann wand sich winselnd und röchelnd in seinem Blute. Die ganze Jagdgesellschaft versammelte sich um den Sterbenden. Hubert aber kniete neben ihn hin, umfing ihn, bat ihn laut jammernd um

Vergebung und beteuerte, daß er ihn nicht wahrgenommen habe. Allein der Sterbende sagte: „Du hast mir nichts abzubitten. Was bisher kein Mensch wußte, will ich jetzt offenbaren. Ich bin jener Wildschütz, der deinen Vater erschossen hat. Gerade hier unter dieser alten Eiche tränkte sein Blut weit umher den Boden, und nun mußtest du, der Sohn des Ermordeten, ohne Wissen und Willen, an eben der Stelle die Mordthat an mir rächen!" — „Gott ist gerecht!" seufzte er noch, indem er verschied. Den Umstehenden aber drang ein Schauder durch Mark und Bein, denn hier hatte offenbar Gottes Strafgericht wenn auch spät einen Bösewicht ereilt.

## 36. Arion.

Einst fuhr ein hochberühmter griechischer Sänger, Arion mit Namen, welcher sich durch seine Kunst große Schätze erworben hatte, von Italien über's Meer heim nach Griechenland. Unterwegs faßten die Schiffer, welche sich von seinem Reichtum verblenden ließen, den verbrecherischen Entschluß, den Sänger in's Meer zu werfen und sich seiner Schätze zu bemächtigen.

Als Arion ihren Entschluß merkte und erkannte, welches Schicksal ihm bevorstehe, bat er sie auf die rührendste Weise um sein Leben und bot ihnen seine ganze Habe als Lösegeld an; aber die Verbrecher ließen sich nicht bewegen und beharrten bei ihrem Plane. Da bat er wenigstens um die Erlaubniß, vor seinem Tode noch einmal ein Lied mit Begleitung der Cither singen zu dürfen. Dazu ließen sie sich herbei.

Nun trat der Sänger, angethan mit seinem schönsten Gewande, an den Rand des Schiffes vor und stimmte zum Klange der Cither einen herrlichen, rührenden Gesang an; und als er 'sein Lied geendet hatte, sprang er in das Meer hinab. Die Wellen schlugen über ihn zusammen, und die habgierigen Schiffer fuhren mit der geraubten Beute weiter.

Aber Arion war nicht verloren. Denn ein Delphin, welchen des Sängers Lied in die Nähe des Schiffes herbeigelockt hatte,

nahm ihn auf seinen Rücken und trug ihn wohlbehalten an's Land. Die Verbrecher aber wurden, als sie ohne Ahnung von der wunderbaren Rettung ihres Opfers heimkehrten, sofort ergriffen und erhielten ihren verdienten Lohn.

## 37. Das Ei des Kolumbus.

Einst wurde zu Ehren des Christoph Kolumbus, des Entdeckers von Amerika, ein großes Fest veranstaltet, bei welchem die Verdienste dieses Mannes in den ehrendsten und schmeichelhaftesten Reden gefeiert wurden.

Ein paar vornehme Herren aber, welche sich auf ihre hohe Geburt sehr viel einbildeten, waren darüber ungehalten, daß man einem Manne von niedriger Abkunft so große Ehren erweise, und gaben ihrem Aerger so unverhohlen Ausdruck, daß dies dem Gefeierten nicht verborgen blieb.

Doch dieser wendete sich gelassen an jene Herren und erwiderte ihnen, er sei durchaus nicht stolz und übermütig wegen eines Verdienstes, welches er zum großen Teile einer gnädigen Fügung des Himmels zuschreiben müsse. „Aber doch," fuhr er fort, „kommt es gar oft vor, daß uns Dinge als leicht ausführbar erscheinen, wenn sie uns einmal ein anderer vorgemacht hat. So z. B. ersuche ich die Herren, dieses Ei hier so auf die Spitze zu stellen, daß es nicht umfällt."

Sofort machten die Herren den Versuch; einer nach dem andern stellte das Ei auf den Tisch, aber es fiel immer wieder um. Endlich erklärten sie alle, dies sei ein Ding der Unmöglichkeit.

Da nahm Kolumbus lächelnd das Ei und setzte es mit einem leichten Schlage auf den Tisch, so daß es auf der eingedrückten Schale stehen blieb.

Nun riefen die Herren alle: „Das hätten wir auch gekonnt." — Seitdem pflegt man Leute, welche sich hintendrein ebenfalls als geschickt für eine glückliche Entdeckung geltend machen wollen, an die Geschichte von dem Ei des Kolumbus zu erinnern.

## 38. Das Mittagessen im Hofe.

Ein Bedienter hatte viel von der Launenhaftigkeit seines Herrn zu erdulden. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen und mußte vieles entgelten, woran er unschuldig war.

So kam einmal der Herr sehr verdrießlich nach Hause und setzte sich zum Mittagessen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt oder keines von beiden, aber genug, der Herr war verdrießlich. Er faßte daher die Schüssel mit dem, was darin war, und warf sie durch das offene Fenster in den Hof hinab.

Was that der Diener? Kurz besonnen warf er das Fleisch, welches er eben auf den Tisch stellen wollte, mir nichts dir nichts der Suppe nach auch in den Hof hinab, dann den Wein und endlich das Tischtuch mit allem, was noch darauf war.

Da fuhr der Herr mit drohendem Zorne von dem Sessel auf; aber der Bediente trat ruhig vor ihn hin und sprach:

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihre Meinung nicht erraten habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute in dem Hofe speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten!"

Da lächelte der Herr. Er erkannte seinen Fehler, freute sich heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters und dankte im Herzen für die gute Lehre.

## 39. Katharina von Rudolstadt.

Im Jahre 1547 kam der durch seine Blutgier und Grausamkeit verabscheute, wie durch seine Siege allbekannte spanische Herzog Alba mit seinem Heere über Rudolstadt. Die verwitwete Gräfin des Landes, Katharina, hatte für ihr Land von ihm eine Schutzwache erhalten, und der Herzog erbat sich ein Frühstück auf dem Schlosse der Gräfin und wurde auf's beste bewirtet.

Indessen wurde berichtet, daß die Spanier trotz der Schutzwache auf den Dörfern plünderten, Vieh wegtrieben, Geld erpreßten und allerlei grausamen Mutwillen verübten.

Sogleich rief die mutige Frau ihre Hofdiener und anwesenden Lehensmänner zusammen, ließ sie bewaffnen und alle Pforten und Zugänge des Schlosses besetzen, trat sodann in's Zimmer, wo die Herren Gäste sich es wohl sein ließen, und berichtete, wie ihre Unterthanen von den spanischen Soldaten behandelt würden. Man entschuldigte sich mit dem Unglücke des Krieges, in welchem solche Vorfälle unvermeidlich wären; — allein die Gräfin forderte kurz und bestimmt einen schriftlichen Befehl des Herzogs an die Soldaten, alles geraubte Gut den Unterthanen wieder zu erstatten. Alba wollte sich nicht recht dazu verstehen. Da ließ die hochherzige Frau ihre Ritter eintreten und erklärte deutlich, bekämen ihre Unterthanen nicht all ihr Gut zurück, so würde auch ihrer Gäste keiner aus dem Schlosse, ja bei der geringsten Widersetzlichkeit keiner lebendig davon kommen.

Alba und die Uebrigen sahen die Entschlossenheit der trefflichen Landesmutter. Der Herzog beriet sich heimlich mit seinen Begleitern, und bald ging der strenge Befehl der Wiedererstattung an seine Soldaten ab. Aber nicht eher entließ die Gräfin ihre Gäste, bis der Befehl erfüllt war; dann dankte sie denselben und ließ sich das Ehrenwort geben, des Vorgefallenen wegen weder an ihr, noch an dem Lande Rache zu nehmen, was denn auch glücklich einmal gehalten wurde.

## 40. Der Glockenguß zu Breslau.

Als die Glocke zu St. Maria Magdalena in Breslau gegossen werden sollte und alles dazu fast fertig war, ging der Gießer zuvor zum Essen, verbot aber dem Lehrjungen bei Leib und Leben, den Hahn am Schmelzkessel anzurühren. Der Lehrjunge aber war vorwitzig und neugierig, wie das glühende Metall doch aussehen möge, und indem er so den Kran bewegte und anregte, fuhr er ihm wider Willen ganz heraus, und das Metall rann und rann in die zubereitete Form. Höchst bestürzt weiß sich der arme Junge gar nicht zu helfen, endlich wagt er's doch, und geht weinend in die Stube und bekennt seinem Meister,

den er um Gotteswillen um Verzeihung bittet. Der Meister aber wird vom Zorn ergriffen, zieht das Schwert und ersticht den Jungen auf der Stelle. Dann eilt er hinaus, will sehen, was noch vom Werk zu retten sei, und räumt nach der Verkühlung ab. Als er abgeräumt hatte, siehe, so war die ganze Glocke trefflich wohl ausgegossen und ohne Fehl; voll Freuden kehrte der Meister in die Stube zurück und sah nun erst, was für Uebles er gethan hatte. Der Lehrjunge war verblichen; der Meister wurde eingezogen und von den Richtern zum Schwert verurteilt. Inmittelst war auch die Glocke aufgezogen worden; da bat der Glockengießer flehentlich: ob sie nicht noch geläutet werden dürfte, er möchte ihren Klang auch wohl hören, da er sie doch zugerichtet hätte, wenn er die Ehre vor seinem letzten Ende von den Herren haben könnte. Die Obrigkeit ließ ihm willfahren, und seit dieser Zeit wird mit dieser Glocke allen armen Sündern, wenn sie vom Rathaus herunterkommen, geläutet.

## 41. Friedrich der Rotbart im Untersberg.

Die Marmorgewölbe des Untersberges umschließen den gebannten Kaiser Friedrich, sein Hoflager und seine Heerscharen; in langen Zügen wallen die vertriebenen Mönche durch Erdklüfte unter Seen und Flüssen nach den benachbarten Kirchen und feiern in St. Bartholomä, in Gredig, im Münster Berchtesgadens und im hohen Dom der Hauptstadt zur Mitternachtsstunde unter Glockenklang und Orgelton den Gottesdienst. Kriegerische Musik und Waffengeklirr schallt, besonders bei nahendem Kriege, aus des Berges Höhlen; wilde Ritter und Knappen durchstürmen, dem Landvolk zum Schrecken und sich zur Pein, auf feurigen Rossen, in glühenden Panzern, mit sprühenden Waffen, die benachbarten Gefilde. Sie eilen mit scheidender Nacht wieder in den Berg zurück, dessen eherne Pforte zwischen den eingestürzten Oefen (Felsklüften) beim Hallturm hinter den Trümmern der Burg Planen dem Wanderer nur selten und augenblicklich sichtbar wird. Hier harren diese Gebannten unter Gebet und guten Werken ihrer Er-

lösung und jenes furchtbaren Tages, da Unglauben und Gewalt den höchsten Grad erreichen und die Völker sich wie im Wirbelwind an einander drängen werden, um auf der weiten Ebene von Wals die Völkerschlacht zu schlagen, in der Kaiser Friedrich mit seinen Heeren der guten Sache den Sieg erringt.

## 42. Der König Wazmann.

Es herrschte einmal vor alter Zeit im Berchtesgadener Lande ein König, Namens Wazmann. Derselbe liebte weder Menschen noch Tiere, und süße Lust war es seinem grausamen Herzen, die Menschen zu quälen und die Tiere zu martern. Darum war auch die wilde Jagd seine höchste Freude, wo ihn Rüdengeheul und Hörnerschall umgab, daß die Wälder davon widertönten. Doch nicht allein er, auch Weib und Kind fanden hohe Lust an der wilden Hetzjagd, wenn die dampfenden Rosse unter ihnen zusammenstürzten, und das totgehetzte Wild von den Hunden zerfleischt wurde. So ging es Tag und Nacht, sonder Ruh und Rast, über Stock und Stein, bergauf und ab, der Saat des Landmannes spottend. Lange Zeit trieb er es so, aber Gottes strenges Strafgericht ereilte den Gottlosen.

„Halloh, hinaus zur wilden Jagd!" tönte es einst wieder durch den Schloßhof; die Hörner schallten, die Rüden heulten, und bald ging es mit Weib und Kindern wieder dahin in wildem Zug. Im Dämmerlicht sieht der König ein Mütterlein, die Enkelin auf dem Schooß, und lenkt sein Pferd vor die Hütte hin, daß Reiter und Roß sie zerstampfte. Und wie der Bauersmann und sein Weib aus der Hütte trostlos traten, um die sterbende Mutter im Hause zu betten, da hetzt der König die schnaubenden Rüden auf sie, daß auch sie unter den Zähnen der Bestien verscheiden. Lachenden Blicks sieht der König zu, und mit ihm die Gattin und Kinder, wie sterbend im Blute Menschen sich winden.

Da hebt das Mütterlein mit gebrochenem Blick empor die zerfleischte Rechte und flucht fürchterlich im Sterben dem König und der Königin mit ihren sieben Kindern, daß sie die Strafe der

Gottheit erreiche und in Felsen verwandle. Und die Erde erbebt, der Sturmwind braust, als ob das Weltende gekommen; Feuer sprüht aus dem Schooße der Erde und wandelt Vater, Gattin und Kinder zu riesigen Felsen um.

So steht Wazmann mit Gattin und sieben Kindern in riesige Felsen verwandelt und blickt als ewiges Wahrzeichen herab in's Berchtesgadener Land.

## 43. Die drei Freunde.

Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei derselben liebte er sehr; der dritte war ihm gleichgiltig, obgleich dieser es am redlichsten mit ihm meinte. Einst war er vor Gericht gefordert, wo er hart, aber unschuldig verklagt war. „Wer unter euch," sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklagt worden, und der König zürnet." Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Rathauses; da wandte er sich und ging zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, ging hinein, redete für ihn, und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn entließ und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt. Wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn zuerst und geht nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser zurück. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind — seine wohlthätigen Werke. Sie allein gehen mit ihm bis zum Trone des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade."

## 44. König Friedrich und sein Nachbar.

Der König Friedrich der Zweite von Preußen hatte acht Stunden von Berlin ein schönes Lustschloß und war gerne darin,

wenn nur nicht ganz nahe dabei eine unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehen ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut neben einander, obgleich das Weißbrod auch in dem Schlosse nicht übel schmeckt, wenn die Mühle fein gemalen und der Ofen gut gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller seine Mühle klappern und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar; und die Gedanken des Königs störten zwar das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Da ließ derselbe eines Tages den Müller zu sich rufen und fragte ihn, um welchen Preis er die Mühle verkaufen wolle. Der Müller erwiderte: „Gnädigster Herr! Die Mühle ist mein Erbgut; sie ist mir nicht feil.“ — Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede. „Wie ich darin geboren bin,“ sagte er, „so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinem Vater erhalten worden ist, sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren erben.“ Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an. „Wißt Ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nötig habe, viele Worte darum zu machen? Ich lasse Euere Mühle taxiren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!“ Da lächelte unerschrocken der Müller und erwiderte: „Schon gut, allergnädigster Herr, wenn nur das Kammergericht in Berlin nicht wäre!“ — er meinte damit, daß er es auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen wollte. Der König war ein gerechter Herr und nahm die Herzhaftigkeit und Freimütigkeit dieser Rede gnädig auf. Er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft.

## 45. Der hartgeschmiedete Landgraf.

Zu Ruhla im Thüringer Wald liegt eine uralte Schmiede, und sprichwörtlich pflegte man von langen Zeiten her einen strengen, unbiegsamen Mann zu bezeichnen: „Er ist in der Ruhla hart

geschmiedet worden.“ Landgraf Ludwig zu Thüringen und Hessen war anfänglich ein gar milder und weicher Herr, demütig gegen jedermann; da huben seine Junker und Edelinge an stolz zu werden, verschmähten ihn und seine Gebote; aber die Unterthanen drückten und schatzten sie aller Enden. Es trug sich nun einmal zu, daß der Landgraf jagen ritt in dem Walde, und traf ein Wild an; dem folgte er nach so lange, daß er sich verirrte, und ward benächtiget. Da gewahrte er eines Feuers durch die Bäume, richtete sich darnach und kam in die Ruhla zu einem Hammer- oder Waldschmiede. Der Fürst war mit schlechten Kleidern angethan, hatte sein Jagdhorn umhängen. Der Schmied frug, wer er wäre? „Des Landgrafen Jäger.“ Da sprach der Schmied: „Pfui des Landgrafen! Wer ihn nennt, sollte allemal das Maul wischen, des schwachherzigen Herren!“ Ludwig schwieg, und der Schmied sagte zuletzt: „Herbergen will ich dich heut; in dem Schuppen findest du Heu, magst dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen will ich dich nicht beherbergen.“ Der Landgraf ging beiseit, konnte nicht schlafen. Die ganze Nacht aber arbeitete der Schmied, und wenn er so mit dem großen Hammer das Eisen zusammenschlug, sprach er bei jedem Schlag: „Landgraf, werde hart! Landgraf, werde hart, wie dies Eisen!“ und schalt ihn und sprach weiter: „Du böser unseliger Herr! Was taugst du den armen Leuten zu leben? Siehst du nicht, wie deine Räte das Volk plagen und mähren dir im Munde?“ Und erzählte also die liebe lange Nacht, was die Beamten für Untugend mit den armen Unterthanen übten; klagten dann die Unterthanen, so wäre niemand, der ihnen Hilfe thäte; denn der Herr nähme es nicht an, die Ritterschaft spottete seiner hinterrücks, nennten ihn Landgraf Metz, und hielten ihn gar unwert. „Unser Fürst und seine Jäger treiben die Wölfe ins Garn, und die Amtleute die roten Füchse (die Goldmünzen) in ihre Beutel.“ Mit solchen und andern Worten redete der Schmied die ganze lange Nacht zu den Schmiedegesellen; und wenn die Hammerschläge kamen, schalt er den Herrn und hieß ihn hart werden wie das Eisen. Das trieb er bis zum

Morgen; aber der Landgraf faßte alles zu Ohren und Herzen und ward seit der Zeit scharf und ernsthaftig in seinem Gemüt, begann die Widerspenstigen zu zwingen und zum Gehorsam zu bringen.

## 46. Die Wunderblume des Wartbergs.

Auf dem Wartberge, zwischen der Ruhl und dem Inselsberge, ging eines Sonntags ein Bergmann spazieren und kam an eine große Meilerstätte. Darauf stand ganz einsam eine herrliche Blume, wie er noch niemals eine gesehen hatte. Rasch pflückt er sie und steckt sie auf seinen Hut. Wie er sich umsieht, ist die Gegend um ihn her verwandelt, er steht vor einem prächtigen Schlosse mit offnen Pforten und geht hinein. Drinnen ist alles voll Pracht und Glanz, und in einem herrlichen Saale sitzt ein kleines graues Männchen hinter einem Tische und zählt Goldstücke aus vollem Kasten. Das Männchen nickt dem Bergmann zu und sagt: „Nimm dir, so viel du willst; vergiß aber den Schlüssel nicht!“ Da greift jener kecklich zu und füllt sich alle Taschen und dann auch noch den Hut. Darüber fällt die Blume herunter; aber der Bergmann achtete ihrer nicht. Das graue Männchen ruft unruhig noch einmal: „Vergiß den Schlüssel nicht!“ Zitternd vor Lust und Hast hörte ihn der Bethörte nicht, und Taschen, Hut und Hände mit Gold gefüllt eilt er fort. Der Berggeist schreiet ihm nach und ruft zum drittenmale ganz zornig: „Vergiß den Schlüssel nicht!“ Aber jener hat schon den Fuß aus dem Bergschlosse gesetzt. Krachend schlagen die Thore hinter ihm zu, und auf einmal ist das Schloß und die schöne Gegend verschwunden.

Der Bergmann stand wieder einsam auf der schwarzen Meilerstätte und hörte nur noch eine Stimme rufen: „Die Blume war der Schlüssel; hättest du die nicht vergessen, so könntest du wieder kommen.“

Da erkannte er die Thorheit seiner Goldgier und ließ von ihr ab.

Er war zufrieden mit dem, was er hatte, hielt es zu Rate und lebte glücklich bis ans Ende.

## 47. Das verwünschte Schloß Dreistelz.

Unweit des schönen Bades Brückenau erhebt sich ein Berg, der Dreistelz geheißen. Jetzt liegt auf ihm ein Hof, der Dreistelzhof; vordem aber stand darauf ein prächtiges Schloß, und zwar an der Höhe nach Brückenau zu. In diesem Schlosse wohnten drei Fräulein, und man sagt, daß man sie nur die drei Stolzen geheißen habe wegen ihrer absonderlichen Schönheit sowol, als wegen ihrer großen Pracht und Hoffart. Diese Fräulein führten ein üppiges Leben, waren aber hart gegen ihre Unterthanen und karg gegen die Armen. Eines Tages, als es auf den Abend zuging, kam ein armer Pilger daher, bat um Einlaß, einen Imbiß und um Nachtquartier. Doch als man seine Bitte den Fräulein ansagte, wurde ihm weder die eine gewährt noch die andere, sondern man hieß ihn gehen, und weil er nicht gehen wollte, so hetzten ihn die rohen und ebenfalls harten Diener mit Hunden fort. Da rührte der Pilger die Hunde an mit seinem Stabe, und sie verstummten alsbald auf ewig und fielen tot hin; dann schwang er den Stab gegen das Schloß und sprach einen entsetzlichen Fluch, und sogleich fuhr das ganze Haus mit allen seinen Bewohnern in den Schooß des Berges hinab, und an seine Stelle trat ein kleiner See. Noch immer ist am Dreistelz die Stätte zu schauen, wo das Schloß gestanden hat, und zu gewissen Tagen und Stunden hören Sonntagskinder einen Hahn in der Nähe krähen, denn das verwünschte Schloß mit seinen Bewohnern steht noch unter der Erde, darinnen schlafen die Fräulein bis an den jüngsten Tag. Alle drei Jahre aber, an dem Tage, an dem das Schloß verflucht worden, kräht dreimal der Hahn. Da wachen die Schläfer auf im Bergesschooß, beten eine Ave und bereuen ihre Missethaten.

## 48. Der arme Prinz.

Ein Prinz flüchtete sich zur Zeit des Krieges vor dem Feinde und nahm niemand mit sich als einen einzigen alten Diener. Um nicht erkannt zu werden, waren beide gar nicht kostbar, sondern

nur sehr einfach gekleidet. Eines Abends spät kamen sie zu einem abgelegenen Bauernhofe im Gebirge und blieben da über Nacht. Der Prinz aber konnte nicht schlafen; es war ihm bange vor dem Feinde, und überdies ging ihm das Geld aus, mit dem er sich in Eile nicht hinreichend versehen hatte.

Er stand daher in der Nacht auf, kniete in der einsamen Kammer nieder und betete lange im stillen. Da ihm aber das Herz gar so schwer war, so seufzte er einmal tief auf: „O Gott, erbarme dich eines armen Prinzen!“

Diese Worte hörte der Bauer und sprach am Morgen zu dem Bedienten: „Ich weiß, euer Herr ist ein Prinz sagt mir doch, warum er so traurig ist!“ Der Bediente gestand die Wahrheit und bat, den Prinzen nicht zu verraten.

Als nun dieser abreisen wollte, trat der Bauer ehrerbietig und mit Zähren in den Augen in die Kammer und sprach: „Lieber Prinz! Ihr nächtliches Gebet hat mir Ihren Kummer entdeckt. Erweisen Sie mir die Gnade und nehmen Sie diese zwanzig Goldstücke, bis Sie wieder in bessere Umstände kommen! Auch will ich Ihnen einen Weg zeigen, auf dem Sie bald in Sicherheit sein sollen.“

Der erstaunte Prinz dankte dem Bauer, noch mehr aber Gott, der, ohne Wunder zu thun, fromme Gebete wunderbar erhören kann.

Der Prinz langte glücklich bei einem verwandten Fürsten an, ward in der Folge ein großer Feldherr und ersetzte dem braven Mann das Geld zehnfach.

## 49. Das blinde Roß.

Vor langen, langen Jahren lebte in einer großen Handelsstadt ein reicher Kaufmann, Namens Usedom, der viele Schiffe zur See hatte. Alles in seinem Hause sah prächtig aus, Herr und Frau gingen in lauter Sammet und Seide. Im Stalle standen vier Füchse für die Kutsche und ein Schimmel zum Reiten. Dieser Schimmel war das schnellste Pferd in der Stadt, und der Kaufmann nannte ihn nur seinen lieben Spring-in-den-Wind. Eines

Tages ritt Usedom in den Wald. Plötzlich sprangen sechs Räuber auf ihn zu, und hätte nicht der Schimmel durch seine Blitzesschnelle den Herrn gerettet, so wäre dieser verloren gewesen; denn der eine Räuber hatte den Zaum des Pferdes ergriffen, und der andere hielt eine große Stange vor, über die aber der Schimmel wegsetzte. Ueber und über war der Schimmel mit Schaum bedeckt, als er seinen Herrn nach der Stadt zurückbrachte, und dieser nahm sich vor, ihn nie zu verstoßen, sondern ihm täglich drei große Metzen Hafer zu geben, bis er stürbe. Doch allmählich vergaß es Usedom, daß er dem Schimmel sein Leben verdankte, und gab ihm nur noch zwei kleine Metzen Hafer. Der Schimmel hatte sich an dem erwähnten Tage zu sehr erhitzt, war steif, lahm und endlich auch blind geworden. Sein Herr mochte nun nicht mehr auf ihm reiten und kaufte sich ein anderes Pferd. Weil aber der Schimmel noch gar nicht alt war, so lebte er noch viele Jahre nach jenem Ritte. Da gab ihm der Herr zuletzt nur Einen Metzen Hafer des Tages, und da ihm auch dieses zu viel schien und kein Mensch einen Pfennig für den Schimmel geben mochte, befahl er seinem Knechte, den Schimmel wegzujagen. Der nahm einen Stock, weil das Pferd nicht weichen wollte, und trieb es aus dem Stalle. Da blieb es sieben Stunden am Thore stehen mit niedergebeugtem Kopfe und spitzte seine Ohren, wenn etwas im Hause sich regte. Die Nacht schlief es daselbst auf den harten Steinen, während es kalt war und schneiete. Endlich trieb der Hunger das Tier wegzugehen, aber weil es blind war, stieß es überall an. Mit seiner Nase roch es links und rechts, ob nicht ein Hälmchen Stroh da läge, doch es fand nur wenig.

Es war aber in selbiger Stadt ein Glockenhaus, das stand Tag und Nacht offen. Man hatte es gebaut, um Unrecht zu verhindern. Denn wenn jemand meinte, es geschähe ihm unrecht von einem andern, so ging er hin ins Glockenhaus, faßte an den Glockenstrick und läutete. Sogleich kamen die Richter der Stadt zusammen und richteten. Zufällig tappte auch der Schimmel in dies Glockenhaus hinein, und da er aus Hunger überall herum-

suchte, so fand er auch den Strick, faßte ihn mit den Zähnen und und fing an zu läuten. Plötzlich kamen die Richter und sahen den Schimmel als Kläger. Da sie wohl wußten, wie große Dienste der Schimmel seinem Herrn gethan hatte, so ging ihnen die Sache zu Herzen. Sie ließen Usedom sogleich herrufen, der sich nicht wenig wunderte, als er seinen Schimmel an der Klageglocke sah. Er wollte sich über seine Hartherzigkeit rechtfertigen, allein die Richter fällten folgendes Urteil:

„Die Klageglocke hat getönt, der Kläger stehet hier, durch nichts wird eure That beschönt, und so gebieten wir, daß ihr sogleich das treue Pferd in euren Hausstall führt und bis an's Ende pflegt und nährt, wie's euch als Christ gebührt!" — So mußte der Kaufmann den Schimmel wieder zu sich nehmen; es ward auch ein Mann gesetzt, der bisweilen nachsah, ob der Schimmel keine Not litt. An dem Glockenhause bildete man aber in Stein zum Andenken die ganze Geschichte ab.

## 50. Der Gemsjäger.

Ein Gemsjäger stieg auf und kam zu dem Felsgrat, und indem er immer weiter empor klomm, weiter, als er je vorher gelangt war, stund plötzlich ein häßlicher Zwerg vor ihm, der sprach zornig: „Warum erlegst du mir lange schon meine Gemsen, und lässest mir nicht meine Herde? Jetzt sollst du's mit deinem Blute teuer bezahlen!" Der Jäger erbleichte und wäre bald hinabgestürzt, doch faßte er sich noch und bat den Zwerg um Verzeihung, denn er habe nicht gewußt, daß ihm diese Gemsen gehörten. Der Zwerg sprach: „Gut, aber laß dich hier nicht wieder blicken; so verheiß ich dir, daß du jeden siebenten Tag, morgens früh, vor deiner Hütte ein geschlachtetes Gemstier hangen finden sollst, aber hüte dich und schone mir die andern!" Der Zwerg verschwand, und der Jäger ging nachdenklich heim, und die ruhige Lebensart behagte ihm wenig. Am siebenten Morgen hing eine fette Gemse in den Aesten eines Baumes vor seiner Hütte, davon zehrte er ganz vergnügt, und die nächste Woche gings ebenso und

dauerte ein paar Monate fort. Allein zuletzt verdroß den Jäger seine Faulheit und er wollte lieber selber Gemsen jagen, möge erfolgen, was da werde, als sich den Braten zutragen lassen. Da stieg er auf, und nicht lange, so erblickte er einen stolzen Leitbock, legte an und zielte. Und als ihm nirgends der böse Zwerg erschien, wollte er eben losdrücken, da war der Zwerg hinterher geschlichen, und riß den Jäger am Knöchel des Fußes nieder, daß er zerschmettert in den Abgrund sank.

## 51. Der Brillenhändler.

Man erzählt, daß ein armer Schiffsjunge, dessen Vater ein Brillenmacher war, einstmals, als das Schiff, dessen Küche er bediente, zu einer Handelsreise an die Westküste von Afrika sich rüstete, als Mitgabe von seinem Vater eine Partie Brillen erhalten habe, mit der Weisung, dieselben in Lissabon, wo dergleichen Waare in einigem Wert stund, zu verkaufen. Das Schiff wurde durch Stürme verhindert, zuerst in den Hafen von Lissabon, wie die Absicht des Kapitäns gewesen war, einzulaufen; es setzte seinen Lauf, später von besserem Wind begünstigt, nach Süden fort, und landete glücklich an der Goldküste, welche das letzte Ziel der Reise war. Der Tauschhandel mit europäischen Waaren gegen Gold, Elfenbein und andere Kostbarkeiten der heißen Zone nahm seinen Anfang und hatte sich eines günstigen Erfolges zu erfreuen; nicht nur der Kapitän und der Steuermann, auch mehrere Matrosen kamen täglich mit reicher Beute nach dem Schiffe zurück; sie hatten ihre europäischen Waaren gegen Dinge von vielfach höherem Werte umgesetzt. Da fiel es dem Schiffsjungen ein, auch mit den Brillen aus der Werkstätte seines Vaters einen Handelsversuch zu machen; er ging ans Land und hatte das Glück, mit seiner neuen, von den Negern noch niemals gesehenen Waare den Zutritt zu dem Könige des Landes zu finden. Er verdankte diese Vergünstigung einem alten Häuptling, der im täglichen Dienste des Königes war; jenem hatte er, um ihm den Nutzen seines Handelsartikels begreiflich zu machen, eine Brille auf die

Nase gesetzt, und der Alte war dadurch auf einmal wieder eines klaren Erkennens der nahen Gegenstände wie in seinen jüngeren Jahren fähig geworden. Aber auch der König selber, ein hochbetagter Mann, und noch mancher seiner alten Freunde bedurfte einer solchen Verjüngung und Wiederbringung des erloschenen Augenlichtes und war nicht wenig erfreut, als die Kunst der Weißen ein Mittel dazu ihm darbot. Der schwarze Herrscher probierte alle Brillen auf seiner platten Nase; die Wahl fiel ihm schwer; er beschloß diese jungen, wunderbaren Augen alle für sich und seine Freunde zu behalten. Durch ein Mißverständniß, das der Steuermann, welcher den Dolmetscher machte, entweder aus wohlwollender Absicht für den armen Schiffsjungen oder zufällig veranlaßt hatte, war die Forderung, welche der bescheidene Eigentümer der Brillen für seine Waare machte, fast hundertfach größer zu den Ohren des Negerkönigs gebracht worden. Dennoch besann sich dieser an Goldstaub und Elfenbein überreiche Mann keinen Augenblick, den Preis für die Brillen, den man ihm angesetzt hatte, zu bezahlen, vielleicht weil er in dem Wahne stund, daß durch die künstliche Verjüngung der Kraft des edelsten Gliedes auch dem ganzen übrigen Leibe die Kraft der Jugend wiedergebracht werden könne. Der Schiffsjunge hatte unter allen Gefährten und Teilnehmern jener Reise den glücklichsten, einträglichsten Handel gemacht; er kam als ein nach seinem Stande reichbegüterter Mann in das Haus seines Vaters, des alten Brillenschleifers, zurück.

## 52. Der Rabe und die Taube Noahs.

Aengstlich blickte Noah umher aus seinem schwimmenden Kasten und wartete, bis die Wasser der Sündflut fielen. Kaum sahen der Berge Spitzen hervor, als er alles Gefieder um sich rief: „Wer,“ sprach er, „unter euch will Bote sein, ob unsere Rettung nahe ist?“

Da drängte sich vor allen der Rabe hervor mit großem Geschrei; er witterte nach seiner Lieblingsspeise. Kaum war das Fen-

ster geöffnet, so flog er hin und kehrte nicht zurück. Der Undankbare vergaß des Retters und seines Geschäfts; er hing am Aase. Aber die Rache blieb nicht aus.

Noch war die Luft von giftigen Dämpfen voll und schwere Dünste hingen über den Leichen; die benebelten ihm sein Gesicht und schwärzten seine Federn.

Zur Strafe seiner Vergessenheit ward ihm auch sein Gedächtniß wie sein Auge düster; selbst seine neugebornen Jungen erkennet er nicht, und genießt an ihnen keine Vaterfreude. Erschrocken über ihre Häßlichkeit flieht er hinweg und verläßet sie. Der Undankbare zeugt ein undankbar Geschlecht; entbehren muß er des schönsten Lohnes, des Dankes seiner Kinder.

Acht Tage hatte der Vater der neuen Welt auf die Wiederkunft des trägen Raben gewartet, als er aufs neue seine Scharen um sich rief, Kundschafter auszuwählen. Schüchtern flog die Taube auf seinen Arm und bot sich an zur Sendung.

„Tochter der Treue!" sprach Noah, „du wärst mir wohl eine Dienerin guter Botschaft; wie aber willst du deine Reise thun und dein Geschäft vollenden? Wie, wenn dein Flügel ermattet und dich der Sturm ergreift, und wirft dich in die trübe Welle des Todes? Auch scheuen deine Füße Schlamm, und deiner Zunge widert unreine Speise."

„Wer," sprach die Taube, „gibt den Müden Kraft und Stärke genug den Unvermögenden? Laß mich, ich werde dir gewiß eine Dienerin guter Botschaft!"

Sie entflog und schwebte hin und her, und nirgends fand sie, wo sie ruhen könnte, als schnell der Berg des Paradieses sich vor ihr erhob mit seinem grünenden Wipfel. Ueber ihn hatten nichts vermocht die Wasser der Sündflut, und der Taube war die Zuflucht zu ihm unverboten. Freudig eilte sie und flog hinan und ließ demütig sich am Fuße des Berges nieder. Ein schöner Oelbaum blühte da: sie brach ein Blatt des Baumes, eilte gestärkt zurück und legte den Zweig auf des schlummernden Noah Brust.

Er erwachte und roch daran den Geruch des Paradieses.

Da erquickte sich sein Herz; das grüne Friedensblatt erquickte die Seinigen, bis ihm sein Retter selbst erschien, bekräftigend der Taube gute Botschaft. Seitdem dann ward die Taube Dienerin der Liebe und des Friedens.

## 53. Ehrlich währt am längsten.

Hans (steht plötzlich still, bückt sich und hebt etwas von der Erde auf). Ei, sieh doch, Fritz, was ich da finde! Das Ding ist ordentlich schwer.

Fritz (hinsehend). Das ist ein Päckchen mit Geld; sieh! hier steht es geschrieben: Enthaltend 50 Thaler.

Hans (hüpfend). O, welch' ein Glück! Das macht für jeden von uns 25 Thaler. Laß uns gleich teilen (will ihm das Päckchen aus der Hand nehmen —)!

Fritz. Du thust ja, als ob das Geld uns gehörte.

Hans (ihn verwundert ansehend). Uns gehörte? Wem gehört es dann sonst?

Fritz. Dem, der es verloren hat.

Hans. Ja, wer weiß, wo er ist!

Fritz. Wir müssen ihn aufzufinden suchen.

Hans. Wie machen wir denn das?

Fritz. Weißt du nicht mehr, was neulich unser Lehrer sagte? Wir tragen das Geld auf's Amt; es wird dann allenthalben bekannt gemacht, daß Geld gefunden worden sei, und wer dann beweisen kann, daß er es verloren habe, der erhält es wieder.

Hans. Und wenn sich niemand meldet?

Fritz. Dann erst dürfen wir es behalten.

Hans. Höre, Fritz! ich wollte, es meldete sich niemand.

Fritz. Das ist nicht wahrscheinlich; eher glaube ich, daß die Nachfrage nach dem Verlornen unserer Anzeige zuvorkommen wird.

Hans. Aber könnten wir denn nicht —

Fritz. Nun, was denn?

Hans. Stillschweigen und thun, als ob wir gar nichts gefunden hätten; denn keiner hat uns doch —

Fritz (ihn unterbrechend). Wir sollten also Diebe werden, meinst du; denn das würden wir, wenn wir wissentlich und absichtlich fremdes Eigentum behielten. Nein, Hans, wenn du ein so schlechter Junge bist, so mag ich nichts mehr mit dir zu thun haben.

Hans (erschrocken). Diebe? Nein! Wenn du das meinst — aber es ist doch verdrießlich — ich hatte mich schon so darauf gefreut.

Fritz. Wir wollen uns darüber freuen, daß derjenige, welcher das Geld verloren, es wieder erhalten wird. Vielleicht war es ein armer Bote, der jetzt in der größten Angst ist und sich nun damit tröstet, daß es ein ehrlicher Mensch gefunden hat.

Hans. Es ist wahr, Fritz! Meine Gedanken waren auf einem bösen Wege; — es soll künftig nicht wieder so kommen. (Reicht ihm die Hand.)

Fritz. Ehrlich währt am längsten, sagt der Vater immer, und mein Herz sagt mir, daß er Recht hat.

## 54. Der Apfel.

Die Aepfel sind eßbare Früchte. Sie kommen von Bäumen, welche Apfelbäume heißen. Der Apfel ist rund und am obern und untern Ende etwas eingedrückt. Unten ist der rundliche Stiel, durch welchen der Apfel mit dem Zweige, woran er hängt, verbunden wird. Durch den Stiel strömt dem Apfel Nahrung zu. Am obern Ende des Apfels sind die Ueberbleibsel des Blütenkelches sichtbar. Das Aeußere dieser Frucht heißt die Schale. Sie ist grün und oft auf der Seite, wo sie der Sonne ausgesetzt war, schön rot.

Das, was man vom Apfel genießt, heißt sein Fleisch. Das Fleisch des Apfels ist weißlich und süß oder säuerlich. Im Innern des Apfels sind die Kerne. Diese werden von einem zähen, pergamentartigen Gehäuse eingeschlossen, welches das Kernhaus heißt. Ist der Apfel reif, so sind die Kerne schwarz. Man soll nur reife Aepfel genießen. Das meiste Kernobst reift im Herbste.

## 55. Die Hand.

Die Hand ist ein am Vorderarm befindliches Glied des menschlichen Körpers. Sie besteht aus drei Hauptteilen: Der Handwurzel, der Mittelhand und den Fingern. Die Handwurzel ist derjenige Teil, welcher durch ein Gelenk mit dem Vorderarm verbunden ist. Die Mittelhand besteht aus fünf länglich runden Knochen, die durch Fleisch miteinander verbunden sind und deren untere gewölbte Fläche die Hohlhand heißt.

Die fünf Finger heißen: Der Daumen, der Zeigefinger, Mittelfinger, Ringfinger und kleine Finger. Ein jeder Finger hat drei von hinten nach vorne an Größe abnehmende Glieder. Nur der Daumen hat deren zwei. Dieser steht etwas von den übrigen Fingern ab. Er ist der stärkste unter allen und wird besonders beim Anfassen und Festhalten der Gegenstände gebraucht. Alle Fingerspitzen sind auf der obern Seite mit einer gewölbten hornartigen Decke versehen, die man Nagel nennt; diese geben den Fingerspitzen Festigkeit.

## 56. Der Lehm.

Der Lehm ist eine Vermischung der Thonerde mit Sand, Kalk und Eisenteilen. Die Farbe des Lehms ist verschieden. Man unterscheidet eine schlechte Sorte, den Baulehm, und eine bessere, den Ziegellehm. Der Baulehm dient zur Aufführung der Wände von Häusern, Scheunen, Ställen und zur Belegung der Dielen der Bauernhäuser. Aus der bessern Sorte werden die Brand- und Backsteine gemacht, deren es 2 Arten, Mauer- und Ziegelsteine, gibt. Der Ort ihrer Zubereitung heißt die Ziegelhütte. Der Lehm muß zuerst mit den Füßen oder andern Werkzeugen zu einem Teige geknetet und dadurch gereinigt werden. Dann drückt man die Masse in Formen und streift die Oberfläche mit dem Streichholze ab. Die geformten Stücke werden in der Ziegelscheune, die nach unten offen der Luft den Durchgang gestattet, zum Trocknen aufgestellt und zuletzt in großen Oefen aufgeschichtet und bei allmählich verstärktem Feuer gebrannt, wozu ge-

wöhnlich 4 Tage gehören. — Diese Steine sind nun das Material des Maurers, welcher mit dem aus Kalk und Sand bereiteten Mörtel oder auch bei schlechten Mauern mit Lehm die Steine verbindet.

Der Töpferthon, fetter und zäher als der vorige. Die Farbe ist verschieden, weiß, gelb, schwarzgrau, bläulich. Sein Name zeigt an, daß der Töpfer sich seiner zur Verfertigung von Töpfen, Tellern, Schüsseln, Oefen u. s. w. bediene. Aus dem bläulichen, der durch's Brennen rot wird, auch durch Verbindung mit Braunstein, macht man das braune Kaffeezeug und das braune Geschirr. Der in den Thongruben ausgegrabene Thon wird sorgfältig gereinigt und dann zu runden Gefäßen auf der Drehscheibe oder zu eckigen aus freier Hand geformt; einige Sachen werden auch in Formen gebildet. Die fertige Waare wird zuerst an der Luft getrocknet, dann bemalt, glasirt und im Ofen gebrannt. Dies heißt die Malerei unter der Glasur. Die feineren Gefäße werden nach dem Trocknen erst gebrannt und glasirt, darauf erst bemalt und sodann noch einmal gebrannt. Dies nennt man die Malerei auf der Glasur. — Das Glasiren hat den Zweck, zu verhindern, daß die Flüssigkeiten von den Gefäßen eingesogen werden. Die Glasur wird aus Bolus, Silberglätte, Bleiasche, überhaupt aus solchen Mineralien gemacht, die im Feuer verglasen. Man reibt diese Mineralien fein, macht sie mit Wasser flüssig und bestreicht die Gefäße damit.

## 57. Der Bernstein.

Der Bernstein, ein Erdharz, ist meistens durchsichtig, von gelber, bald hellerer, bald dunklerer Farbe. Wegen seiner Härte läßt er sich gut drechseln, schleifen und poliren. Man findet zuweilen Stücke, worin kleine Insekten eingeschlossen sind, woraus die Vermutung entsteht, daß er ehemals flüssig gewesen und nachher verhärtet sei. Einige sind der Meinung, daß der Bernstein ein Baumharz sei, das durch einen gesunkenen Fichtenwald in den Grund des Meeres gekommen, oder durch einen großen Brand ge-

schmolzen in die See geflossen sei. Dagegen streitet die schon seit Jahrtausenden gefundene Menge von Bernstein sowol, als der Umstand, daß man ihn auch entfernter vom Meere unter der Erde findet, wo man bereits angefangen hat, ihn auf bergmännische Art zu gewinnen, ohne sonstige Spuren von gesunkenen Wäldern zu entdecken. Andere halten ihn daher für ein verhärtetes Bergöl und glauben, daß es sich noch fortdauernd erzeuge. Er findet sich am häufigsten an den preußischen Küsten der Ostsee, wo er von den dazu bestellten Leuten gesammelt und in die königlichen Magazine geliefert wird. Geschickte Künstler, vorzüglich zu Königsberg, Stolpe und Nürnberg, verarbeiten ihn zu mancherlei Dingen. Man bereitet auch aus ihm einen Firniß. Die kleinen unbrauchbaren Stücke und der Abfall dienen zu Räucherpulver und geben einen bedeutenden Handelsartikel nach der Türkei, Persien und China, wo man großen Aufwand im Räuchern macht. — Die Elektrizität hat vom Bernstein (electrum) ihren Namen erhalten, da man an ihm die elektrische Eigenschaft zuerst wahrnahm.

## 58. Das Blatt.

Die Blätter sind gleichsam die in die Luft ausgehenden Wurzeln der Pflanze; denn sie saugen aus der Atmosphäre die in derselben enthaltenen Stoffe ein, welche den Gewächsen zur Nahrung und zum Gedeihen dienen. Daher hat man sie auch nicht unrichtig mit den Lungen oder Kiemen der Tiere verglichen. Sie zeigen sich größtenteils als mehr oder weniger dünne, zierliche Häute von verschieden gestaltetem Umfange mit gefälligen Bewegungen und mit mannigfaltigen Abstufungen der Farbe. Durch sie bekommt die Erde Schatten und Frische, und sie gereichen vorzüglich den Bäumen zur größten Zierde und verleihen ihnen den Reiz der Jugend.

Das Blatt besteht aus zwei Hauptteilen: 1. aus dem Stiele, an welchem das Blatt sitzt oder von dem es getragen wird; 2. aus einem häutigen Teile, dem eigentlichen Blatte, der Scheibe, die meistenteils dünn, zuweilen aber auch fleischig ist.

Die Blattscheibe wird durch die Fibern gebildet, aus denen der Stiel besteht, indem diese sich von einander trennen und so ein mehr oder minder zusammengesetztes Netz bilden, dessen Maschen mit einem lockeren grünen Zellengewebe, dem Fleische, ausgefüllt sind.

Adern, Rippen oder Nerven des Blattes werden die Fibern genannt, welche als die sichtbaren Fortsätze des Blattstieles das Netz des Blattes oder dessen Gerüst ausmachen. Sie haben verschiedene Lagen. Gewöhnlich entspringen die Nebenrippen oder Seitenrippen an den Seiten der einen Rippe, die mitten durch das Blatt geht und die man die Haupt- oder Mittelrippe nennt.

Die Blattscheibe bietet zwei Flächen dar: 1. die obere Fläche, die oft glatt und glänzend ist und sich gewöhnlich den Stralen der Sonne zuwendet, deren austrocknende Wärme sie auszuhalten vermag; und 2. die zartere untere Fläche, welche vorzugsweise das Geschäft hat, die den Pflanzen heilsamen Stoffe aus der Atmosphäre aufzusaugen und andere Stoffe auszuhauchen, die im Ueberfluß in den Gewächsen vorhanden sind und ihnen durch zu große Anhäufung nachteilig werden würden.

Die beiden Flächen des Blattes vereinigen sich in eine Linie, die man den Rand des Blattes nennt. Der Teil des Blattes, an welchem der Stiel angefügt ist, heißt der Grund des Blattes; derjenige Punkt aber, welcher von dem Grunde am entferntesten ist, heißt die Spitze. Der Raum zwischen dem Grunde und der Spitze macht die Blattscheibe aus.

## 59. Der Fluß.

Oben auf dem Berge ist die Quelle, daraus strömt der Fluß brausend und schäumend hervor und eilt hinunter in's Thal. Unterwegs begegnet ihm das Bächlein und ruft: „Nimm mich mit, Bruder!" — und er öffnet ihm sein Bett und sagt: „Komm her, Brüderchen! fließe an meiner Seite!" Und das Wasser des Flusses und das Wasser des Bächleins fließen nun friedlich zusammen zwischen den Blumen des Ufers. Die Fische schwimmen darin,

und die kleinen Fischchen spielen auf der Oberfläche. Da kommen die Fischer mit ihrem Nachen; den treiben sie mit Rudern und werfen ein Netz aus und fangen die Fische und Fischchen. Die kleinen lassen sie wieder in's Wasser, bis sie größer gewachsen sind; die großen aber tragen sie nach Hause, wo sie in der Pfanne gebraten werden. Der Fluß kommt an die Stadt mit den hohen Türmen, den schönen Häusern und den vielen Menschen; die haben eine Brücke über ihn gebaut und gehen herüber und hinüber, und er muß ruhig darunter her fließen. Dann aber kommt er an die schönen Felder und die grünen Wiesen und guckt hinein und möchte gerne darin herumgehen.

Da schmilzt der Schnee, und der Regen fällt vom Himmel, und die Gewässer des Flusses steigen, bis sie über den Damm hinausströmen, der sie zurückhalten sollte. Sie bringen in die Felder und die Wiesen, und die ganze Ebene wird ein See. Doch es dauert nicht lange, da kehrt der Fluß in sein Bette zurück und fließt wieder ruhig zwischen den Ufern weiter und immer weiter. Da kommen die Schiffe mit ihren Mastbäumen und mit ihren bunten Fähnchen, die im Winde flattern und mit den weißen Segeln, die der Wind aufbläht, wie die Leinwand auf der Bleiche. Auf den Schiffen sind Männer mit faltigen Hosen und bunten Jacken; die klettern an den Seilen hinauf und spannen die Segel; es sind Matrosen. Die Matrosen sehen in das spiegelhelle Wasser, grüßen den Fluß freundlich und sagen: „Willst du uns in's Meer tragen?“ Der Fluß spricht: „Ja; kommt mit mir; ich trage euch alle!“ Und er nimmt die Schiffe auf seinen Rücken, und der Wind treibt sie bei Tag und Nacht. Und bald sind sie am Ende. Sie sehen ein weites Gewässer vor sich, größer als zwanzig Flüsse; so weit man sehen kann, ist Wasser; — das ist das Meer. Das kommt ihnen mit gewaltigen Wellen entgegen und brauset, daß sie sich fürchten. Allein der Fluß ruft: „Hier bring ich dir das Bächlein, das mit mir reisen wollte, und die Schiffe, die ich auf meinem Rücken getragen habe. Nimm du sie nun auf, liebes Meer, ich bin müde und will mich ausruhen!“

## 60. Das Bäumchen.

Ein Knabe sah seinen Vater einen wilden Apfelbaum pflanzen. „Was willst du da,“ fragte der Knabe, „mit dem knorrigen Dinge machen? Gewiß, ich würde ihm den Platz nicht gönnen.“ — Aber der Vater antwortete: „Urteile nicht zu früh, mein Kind! Kennst du denn dieses Bäumchen, daß du es ein knorrig Ding nennest?“ — „Wie sollte ich nicht!“ sagte der Knabe. „Man sieht ja wohl, was es ist.“ — „Seine äußere Gestalt,“ sagte der Vater, „siehst du wohl, aber nicht das, was in ihm verborgen ist. Sieh', dieses unansehnliche Bäumchen kann ein hoher, schöner Baum werden! Es kann in einigen Jahren Blüten und Früchte tragen, und wird uns dann erfreuen und laben. Noch vermag es dieses nicht; denn verborgen ruhet noch in dem Bäumchen die Kraft, durch welche es dieses vermag.“

Nach einiger Zeit sah Wilhelm seinen Vater wieder bei dem Bäumchen. Er pflanzte einen Stab neben dasselbe und band es daran.

„Warum thust du das?“ fragte der Knabe. „Du nimmst ihm seine Freiheit.“ — Der Vater antwortete: „Daß der Wind es nicht zerknicke oder zu Boden werfe, und damit es schlank und gerade aufwachsen möge.“

Darauf schnitt der Vater mehrere Zweige von dem Stämmchen, lockerte den Boden rings umher auf und umgab es mit Dornen, um das Vieh davon abzuhalten. — „Sieh!“ sprach der Vater, „ich liebe das Bäumchen um der verborgenen Lebenskraft willen, die in ihm liegt, und darum pflege ich sein, auf daß die verborgene Kraft in ihm wachsen und gedeihen könne.“

Im Beginn des folgenden Frühlings führte der Vater den Knaben wieder zu dem Bäumchen. Er hatte ein Reis von einem andern Obstbaume geschnitten. Jetzt nahm er sein Messer und machte einen kräftigen Schnitt, so daß die Krone des Bäumchens zur Erde fiel. „O weh!“ rief der Knabe und erschrak, „nun ist alle Mühe vergebens!“ — Der Vater aber lächelte und pfropfte

das mitgebrachte Reis auf den Stumpf des Bäumchens und verband alles sorgfältig. Darauf sprach er: „Sieh! wäre das Bäumchen im Walde geblieben, so würde es schief und knorrig, wie der Zufall es gab, aufgewachsen sein, und niemals eßbare Frucht getragen haben. Aber ich habe sein Wachstum und seine innere Kraft geleitet. Ehe der Frühling in seiner vollen Kraft erscheint, habe ich dem Bäumchen das Edlere gegeben, damit es hierauf seine sprossende Kraft richte, und künftig liebliche Blüten und Früchte trage."

Bald breitete nun das Bäumchen seine Zweige und Aeste aus und war lustig anzusehen. Denn es trug Knospen und Blüten, und im Herbste neigten sich die Zweige unter vielen goldgelben und rötlichen Aepfeln. — „Was meinst du nun?" fragte der Vater den Knaben. — „O," antwortete dieser mit Freuden, „es ist ein liebes und dankbares Bäumchen geworden." — „Sieh!" fuhr der Vater fort, „wie es die vollen Aeste dir entgegenstreckt! Nun, ich schenk es dir, Wilhelm! Es soll von nun an dir gehören; es hat jetzt seine Bestimmung erreicht."

## 61. Das Gewitter.

Die Sonne verbirgt sich hinter den schwarzen Wolkengebirgen, die Nacht überwältigt den Tag, die Lüfte heulen, die Wälder rauschen, die wirbelnden Stürme, die Vorboten des nahen Donners, treiben Sand und Staub und Blätter mit einem bangen Getöse umher; die Wellen der Flüsse empören sich, brausen und wälzen sich ungestümer fort; die scheuen Tiere fliehen in Felshöhlen, mit ängstlichem Geschwirre flattern die Vögel unter Dächer und Bäume; der Landmann eilt nach seiner Hütte; Felder und Gärten werden verlassen; das Herz kämpft mit verschiedenen Leidenschaften, der Mensch will seine Furcht verbergen, die in allen Gebeinen zittert, und arbeitet, sich mit Standhaftigkeit und Ruhe zu waffnen. Indessen wird die über die Erde ausgebreitete Ruhe immer fürchterlicher, und aus der Ferne murmelt schon eine dumpfe Stimme die Drohungen des kommenden Donners her, dem Ohr

immer hörbarer. Auf einmal scheint sich das ganze Gewölke des Himmels zu zerreißen; ein erschreckliches Krachen füllet den weiten Luftraum, die Erde bebt, und alle Echo in den Gebirgen werden erregt. Mit jedem Schlage des Donners fahren die flammenden Blitze Stral auf Stral aus, durchkreuzen die schwefeligen Lüfte, schlängeln sich an den Spitzen der Berge herab, und werfen ihr Feuer in die ödesten Abgründe. Die Schleusen des Himmels lösen sich von ihrer Last und stürzen ganze Fluten herab, und indem die Wolken unter dem Kampfe der Winde von einer Gegend in die andere sich fortjagen, tobet das wilde Geplätscher auf den dürren Erdboden herunter. Endlich zerteilen sich allmälich die finsteren Gewölke. Flüchtige Schatten laufen über Thäler und Hügel und Wiesen, von einem leichten Schimmer verfolgt. Wie dort der schöne Bogen sich über den Horizont ausspannt! Die gekühlten Lüfte tröpfeln noch von einigen Regenstäubchen; das Gras, die Blumen, die in einer traurigen Mattigkeit zu verwelken schienen, die ganze Natur fühlt die wohlthätige Erfrischung, alle Gewächse heben sich wieder empor, und das Grün der Wälder reizt in einem helleren Schmuck. Der Wanderer verläßt segnend das schützende Obdach und setzt munter seine Reise fort.

## 62. Frühlings Ankunft.

Der rauhe Winter mit seinen unfreundlichen Fröst̄en und Stürmen ist fortgezogen. Der kalte Schnee, welcher so lange Felder und Wiesen bedeckte, und die Eisdecke, welche so lange Flüsse und Bäche in starren Fesseln gefangen hielt, zerrinnt unter dem Hauche sanfter und milder Lüfte. Hell und freundlich stralt die Sonne aus blauem Himmel herab auf Wald, Hügel und Feld, die ganze Natur mit neuem Leben erfüllend. Die Wiesen ziehen wieder ihr frisches Grün an. Liebliche Blümchen schmücken den frischen, grünen Teppich der Natur. Ueberall Pracht! Neues Leben regt sich in Sträuchern und Bäumen, schwellende Knospen dringen aus den Zweigen hervor, bald entfalten sich herrliche Blüten und erfüllen die Luft mit ihrem süßen Dufte.

Reichlicher fließen wieder von Hügeln und Bergen die Bächlein, mit frohem Gemurmel ihr Entzücken über die wiedergewonnene Freiheit verkündend. Und auf den Fluren und im Walde erschallet der muntere Gesang der Vögel, und vor allen preiset die Lerche den gütigen Schöpfer. Hinaus auf die Felder ziehen die fleißigen Arbeiter voll froher Hoffnung auf den Segen des Himmels. Der Hirte treibt wieder das Vieh, welches während des ganzen Winters im Stalle weilen mußte, hinaus auf die Weide. Neues Leben, neue Freude ist auch in die Brust des fühlenden Menschen eingekehrt; er freut sich über die wiedererstandene Kraft und Schönheit der Natur und stimmt aus vollem Herzen ein in die Lobpreisung des gütigen und weisen Schöpfers.

## 63. Deutschland.

Das große weite Land, mitten in Europa, das sich südlich von den hohen Alpen, der Schweiz und Italien bis zur Nord- und Ostsee, westlich von der Maas bis zur Weichsel ausdehnt, nennen wir Deutschland, unser gemeinsames Vaterland. Es ist 13.164 Quadrat-Meilen groß und zählt über 48 Millionen Einwohner. Dieses Land in dieser Ausdehnung gehört zu den schönsten und gesegnetsten Ländern Europa's.

Deutschland liegt unter einem gemäßigten Himmel, kennt nicht die sengende Luft südlicher Länder und bietet daher die größte Abwechslung und reichste Mannigfaltigkeit für den Anblick wie für das Gemüt dar. Es bringt alles hervor, was der Mensch bedarf zur Erhaltung und Förderung des Geistes, ohne ihn zu verweichlichen, zu verhärten und zu verderben. Der Boden ist fähig zu jeglichem Anbau. Unter dem bleibenden Schnee der Alpen dehnen sich die herrlichen Weiden aus, von der Wärme doppelt belebt, die an jenen wirkungslos vorüberging. Neben Moor und Heide, die dem menschlichen Fleiße nichts gewähren, als die magere Frucht des Buchweizens oder des Hafers, erfreuen das Auge des Menschen die kräftigsten Fluren, geeignet zu den schönsten Saatfeldern und zu den herrlichsten Erzeugnissen des

Gartenbaues. Fruchtbäume prangen in unermeßlicher Menge und in jeglicher Art, vom sauren Holzapfel bis zum lieblichen Pfirsich. Auf den Bergen des Landes erhebt unter Buchen und Tannen die gewaltige Eiche ihr Haupt zu den Wolken empor und blickt über Abhänge und Hügel hinweg, welche den köstlichen Wein hervorbringen, die Freude des Menschen, in der Ferne wie in der Nähe gesucht und gewünscht von Hohen wie von Geringen.

Kein reißendes Tier schreckt, kein giftiges Gewürm bedroht die Menschen; aber Ueberfluß gewährt das Land an Vieh, kleinem sowol als großem, für des Menschen Arbeit und Nahrung nützlich. Das Schaf trägt Wolle für das feinste Gespinnst; der Stier zeigt Kraft und Stärke in Bau und Gestalt; das Pferd geht tüchtig einher im Fuhrwerke, prächtig vor dem Wagen des Großen und stolz als Kampfroß unter dem Krieger.

Im Innern des Erdbodens finden sich große und reiche Schätze. Viele und unerschöpfliche Quellen geben dem Menschen Heilung, Gesundheit und Heiterkeit. Der Fleiß des Bergmanns wird belohnt bald mit dem edelsten Gewürze, dem Salze, bald mit Silber und Gold, hinreichend für den Verkehr und zu allerlei Schmuck und Zier, bald mit Eisen in Menge, zu nützlichen Werkzeugen und dem Manne zur Waffe und Wehr.

Ein solches Land, mit so vielen reichen Gaben, Eigenschaften und Kräften ausgestattet, ist von der Natur unverkennbar bestimmt, ein großes und starkes Volk zu ernähren, in Einfalt und Tugend, und eine hohe Bildung des Geistes durch Uebung und Anstrengung zu erzeugen und zu erhalten.

Endlich ist den Bewohnern dieses Landes durch große und schöne Ströme das Meer geöffnet und damit die weite Welt. Aber das Meer drängt sich nicht so verführerisch an sie hinan oder zwischen sie hinein, daß sie verlockt und dem heimatlichen Boden entfremdet werden könnten.

Darum behält ein deutsches Herz die deutsche Erde und den deutschen Himmel lieb, und ist es in fremden Landen, so sehnt es sich mächtig nach der Heimat zurück.

## 64. Waldreichtum.

Das ist ein großer Reichtum, der da in den Wäldern auf unsern Bergen rauscht; denn das Holz muß den Waldleuten auf gar mannigfache Weise zu Brod und Unterhalt verhelfen. Da brennt es in den großen Oefen von mehr als 250 Schmelzwerken, Eisen- und Stalhütten, Stab-, Zain-, Drat- und Blechhämmern. Hast du schon einmal eine solche Eisenhütte gesehen?

Bis tief in die Nacht hinein steigen da die glutroten Lohen zum schwarzen Himmel auf; dazu schlagen die mächtigen Pochwerke ihren einförmigen Takt, der Bach, der sie treibt, rauscht in Feuerfunken über das arbeitende Rad, aus dem Ofen in der Hütte fließt das Eisen wie ein feuriger Strom, oder gewaltige Hämmer schlagen die Eisenmassen zu Stangen oder Blechen zurecht; halbnackte rußige Männer wandeln emsig zwischen den feurigen Massen, schüren den Ofen, schöpfen das flüssige Eisen oder bringen mit gewaltigen Zangen die glutroten Eisenstücke unter den pochenden Hammer. Und der schwarze Wald ringsum sieht schweigend zu.

Das ist wohl wunderbar, wie da alles zusammenhilft zum Erwerbe des Menschen, — der Eisenstein, der in unsern Bergen liegt, und der Bach, der die Werke treibt, und das Holz, das die Oefen heizen muß. Ferner hilft das Holz vielen hundert geschickten Arbeitern, die aus dem Eisen die blanken Flintenläufe und Messer, Scheren, Beile, Bohrer und allerlei Geräte fertigen, die dann weit in die Welt gehen.

Dann gibt es im Thüringer Walde Glasfabriken, denen muß auch das Holz helfen, denn das Feuer schmelzt da aus Kiesel und Asche das Glas. Dies ist anfangs so weich, daß die großen Tafeln, wie sie in unsern Fenstern stehen, wie Papiere zusammengerollt und ausgeglättet werden, und daß Trinkgeschirre und allerlei Glasgeräte wie Seifenkugeln geblasen werden.

Ferner muß das Holz vielen Porzellanfabriken den Ofen heizen; dabei finden auch wieder viele fleißige Arbeiter Nahrung,

und es gibt auf dem Walde mehr als tausend Porzellanmaler, die Jahr aus Jahr ein Pfeifenköpfe, Tassen u. dgl. malen. Das Thüringer Porzellan aber geht weit hinaus in den Handel, mitunter bis nach Konstantinopel und Amerika.

Von dem Holze nährt sich der rußige Köhler, der im Walde in dampfenden Meilern die Holzkohlen für Eisenhütten und Schmieden bereitet. — Andere zapfen den Bäumen das Harz ab und machen Pech und Kienruß daraus. — Viele machen sich damit einen Verdienst, daß sie, besonders zur Winterszeit, wo es im Freien nicht viel zu verdienen gibt, Mulden, Stiefelknechte, Quirle und allerhand Holzgeräte schnitzen. — Geschicktere Hände schnitzen aus dem Holze allerhand Spielwaaren: das geschieht besonders in der Gegend von Sonneberg, wo überhaupt viel schönes Spielwerk gefertigt wird. Die bunten Sonneberger Waaren sind auf allen Jahrmärkten zu sehen und selbst die Kinder in Amerika kennen sie und freuen sich, wenn ein Schiff mit Sonneberger Spielzeug ankommt.

Wo die Waldungen gelichtet sind, da wächst wohl auch Getreide und etwas Obst, aber freilich nicht so gut und reichlich, wie unten in den warmen Thälern und Ebenen, wo hie und da selbst Wein gebaut wird. Doch hat der Thüringer seine Kartoffeln, die auf den höchsten Bergen fortkommen. Auch hat der Wald manche Frucht, die man in den Ebenen nicht findet, so den unendlichen Reichtum von Erdbeeren, Heidelbeeren und Preiselbeeren. Da ist ein Tisch, wo jeder kecklich zulangen kann, und der Wirt fordert keine andere Bezahlung als ein frommes: „Gott sei gedankt!“

Aber wem gehört denn der Wald? — Ei nun, wo nicht hie und da ein reicher Mann ein Stückchen gekauft hat, gehört der Wald dem Fürsten oder dem ganzen Lande oder den einzelnen Gemeinden. Die Obrigkeit läßt die Bäume pflanzen und pflegen und sorgt auch, daß du unangefochten durch den dichtesten Wald gehen kannst. Darum ist's auch Diebstal und Sünde, wenn einer im Walde Holz haut, das ihm vom Förster nicht angewiesen ist.

## 65. Der Inn.

Zwischen Kufstein und Rosenheim bricht der Inn zwischen den Salzburger Alpen im untern Querthale hindurch. Beim Austritt aus dem Querthale gehen ihm Verstärkungen aus Seebecken zu. Links mündet die Mangfall, welche aus dem Tegernsee fließt. Unterhalb Rosenheim tritt der Fluß in die Hochebene, welche er mit immer noch starkem Gefälle durchfließt. Sein Bett ist breit und inselreich. Auf der Hochebene empfängt er die Alz, den wasserreichen nördlichen Abfluß des Chiemsees. Der stärkste Seitenfluß des Inn's ist die Salzach. Bis zur Mündung der Alz beschreibt er einen nach Nordwesten, und von da bis Passau einen nach Südosten gerichteten Bogen. Von der Mündung der Salzach an bildet der Inn bis zu seiner Mündung in die Donau die Grenze zwischen Baiern und Oesterreich. An ihm liegen außer den schon erwähnten Orten noch Mühldorf, Neuötting, Simbach und Passau auf baierischer, Braunau und Schärding auf österreichischer Seite.

## 66. Die Isar.

Die Isar kommt von den Alpen; bei Tölz tritt sie aus dem Gebirge. Einst bildete das Thal weit über Tölz herauf einen Gebirgssee, und noch immer ist die Isar die größte Seensammlerin der Hochebene. Von der ungefähr 20 Stunden betragenden Strecke des Thales bis Tölz sind 11 Stunden unbewohnt und 9 Stunden bewohnt. Von Tölz verfolgt die Isar mit einem Bogen nach Westen eine nordnordöstliche Richtung. Sie fließt an München vorbei und bildet in weitem kiesreichem Bette mit starkem Gefälle viele Inseln und bleibt deswegen für die Schifffahrt unbedeutend. Nur mit beladenen Flössen wird sie abwärts befahren. Zwischen München und Freising liegt auf dem rechten Ufer das Freisinger- oder Isar-Moos, 11 Meilen lang und $1/2$ Meile breit.

Nicht weit unterhalb Freising nimmt sie die Amper auf. Von Freising wendet sie sich nach Nordosten und mündet unter-

halb Deggendorf, nachdem sie die besten Fruchtländer Baierns durchströmt, in die Donau.

## 67. Der Lech.

Der Lech, der alte Grenzfluß zwischen Baiern und Schwaben, bildet eine Viertelstunde oberhalb Füssen einen Fall und die schönste Stromschnelle auf deutschem Boden. In schäumenden Gischt aufgelöst drängt er sich mit tobendem Brausen zwischen den Felsen hindurch. Nach frommer Sage überschritt an der engsten Stelle der Apostel des Allgaus, St. Magnus, den Fluß. Die Gegend um Reutte und Füssen ist überaus reich an kleinen Seebecken. Unterhalb Füssen tritt der Lech in hügelige Ebene. Bei Landsberg treten die Höhen ganz zurück. Aber der Fluß bewahrt auch in der Ebene den Charakter eines Alpenstromes, und sein reißendes Gefäll zerreißt trotz der Dammbauten fortwährend seine Ufer. Auch der Wasserstand wechselt oft und rasch; bald bietet der Fluß das Bild eines großen Baches, bald das eines reißenden Stromes.

Zwischen Lech und Wertach, oberhalb Augsburg, liegt das Lechfeld, eine ununterbrochene Fläche ohne Baum und Strauch. Alles ist Ackerland und Wiese, aus denen die weißen Dörfer hervorschimmern. Hier erlagen die Ungarn, und hier wurden später noch oft blutige Kämpfe geführt.

## 68. Die Donau.

Wie der Rhein die schweizerische Hochebene von Osten nach Westen umfließt, so die Donau die schwäbisch-baierische von Westen nach Osten.

Während der Rhein der Durchbrecher unter den deutschen Flüssen genannt werden muß, ist die Donau die Begleiterin. Sie begleitet die Gebirge der Länge nach.

Die Zuflüsse der Donau in ihrem obersten Laufe sind zahlreich, aber nicht geeignet, sie groß und schiffbar zu machen. Erst bei Ulm beginnt die Schiffbarkeit. Von Ulm bis Regensburg

fließt die Donau in ostnordöstlicher Hauptrichtung. Zur linken begleitet bis Regensburg der Abfall des schwäbischen und fränkischen Jura den Strom unmittelbar.

$1\frac{1}{2}$ Meilen unterhalb Ulm dehnt sich am linken Ufer bis Gundelfingen, am rechten bis zur Lechmündung, das sumpfige, meist mit Riedgras bewachsene Donau-Ried aus.

Das Donau-Moos zwischen Neuburg, Ingolstadt und Schrobenhausen ist seit 1778 zum großen Teil für die Kultur gewonnen. Auf einmal ändert sich die Uferlandschaft völlig. Felsen erheben sich auf beiden Seiten, meist mit dunklem Nadelholz bedeckt. In dieser Stille und Einsamkeit, am wildschauerlichsten Punkte, liegt das Benediktinerkloster Weltenburg. Mit kurzer Wendung nach Norden erreicht die Donau Regensburg, einen sehr wichtigen Punkt für den Donaulauf. Hier wird der Strom schon für eine entwickelte Dampfschifffahrt und für größere Schiffe, welche über 1000 Zentner tragen, brauchbar. Die Donau ist bei Regensburg 300 Schritt breit.

Von Regensburg an schlägt die Donau, durch den herantretenden Baierischen Wald genötigt, die Richtung nach Südost ein. Sie windet sich in Krümmungen durch Wiesen und Felder; zur linken aufsteigende Berge, rechts eine fruchtbare kornreiche Fläche, aus der zahlreiche Kirchlein emporragen. Wir fahren an den umfangreichen Trümmern des alten Schlosses Donaustauf hin. Auf einer riesenhaften Terrasse erhebt sich bei Donaustauf der Prachtbau der Walhalla. Die erste bedeutende Stadt, Straubing, liegt rechts, wie von nun an die meisten größeren Orte. Die Gegend wird immer lieblicher. Die linken Ufer sind noch immer hoch, die rechten flach, mit Wiesen, Wald und Korn wechselnd bedeckt. 3 Stunden unterhalb Straubing kommen wir an Bogen vorbei. Hoch und hart am Ufer läuft ein stattlicher und runder Berg empor mit einer stattlichen Kirche. Plötzlich steigt sodann der Natternberg mit seinen großen Trümmern zur rechten Hand aus der Ebene majestätisch und prächtig empor. Hierauf geht es an dem links liegenden Städtchen Deggendorf vorbei. Weiters sehen wir

die Burg Winzer und die verfallene Burg Iggersheim und bald darauf das Städtchen Vilshofen. Unterhalb desselben breiten sich die Ufer wieder aus und senken sich, besonders das rechte, zu reichen Fluren und Feldern. So gelangen wir durch mannigfache Krümmungen nach Passau, 292 Meilen hinab.

Die linken Zuflüße der Donau sind nicht so bedeutend, wie die rechten. Links münden: die Brenz, die Wernitz oder Wönitz, dann die Altmühl, die Naab und der Regen, endlich die Ilz. Rechts münden: die Iller, der Lech mit der Wertach, die Isar, der Inn. Diese kommen von den Alpen.

## 69. Der Main.

Der Main ist der Hauptfluß von Franken. Der gerade Abstand zwischen Quelle und Mündung beträgt 35 Meilen, die Laufentwicklung 80 Meilen; kein anderer deutscher Fluß bildet so große Krümmungen. Das Gefäll des Main ist nicht bedeutend, das Herunterhüpfen vom Fichtelgebirge ungerechnet. Er trägt mit seiner Umgebung den Charakter der Gleichmäßigkeit und Milde. Er fließt aus dem weißen und roten Main zusammen. Der weiße Quellfluß entspringt am Osthange des Ochsenkopfes; die Quelle des roten Main liegt in Verkettungen des Fichtelgebirges mit dem Fränkischen Jura. Noch sanfteren Charakters tritt er bald in größere Thalweitungen als der weiße Main; sein Thal ist noch anmutiger und reicher. Kreußen ist seine erste Stadt, Baireuth seine größte. Die Vereinigung seiner Quellflüße erfolgt unterhalb Kulmbach. Eine Menge hübscher Dörfer und Burgen klebt an den Höhen der Thalufer. Erst wo die dem Main an Wasserfülle gleiche Rodach aus Norden einmündet, breitet sich das Thal mehr aus, die Wassermenge vermehrt sich und macht den Fluß von da ab nicht blos für Flösse, sondern auch für größere Handelsschiffe fahrbar. Unweit der Rodachmündung schwingt sich der Main nach Süden. Das Verkehrsleben des breiten Thales wird von hier an merklich bedeutender. Auf dem Fluße schießen große Flösse, Schelchen, und zuweilen auch größere Handelsschiffe hinab, an

seinen Ufern laufen stärker befahrene Landstraßen und doppelte belebte Eisenbahnen dahin.

Noch in südlicher Richtung strömend empfängt er rechts die Baunach, links die Regnitz. Nun wendet er sich nordwärts. Der Mittelmain ist einer der merkwürdigsten Flußläufe von Deutschland. Die Haßberge und der Spessart greifen wie die Zähne einer Säge, Zwischenräume lassend, nach Süden vor und in diese Zwischenräume drängen sich der Steigerwald und der Odenwald hinein. In dieser so entstehenden Rinne wirft sich der Fluß hin und her, um bald im Norden, bald im Süden einen Zufluß aufzunehmen, und bildet fünf oder sechs ziemlich große, sehr gerade gerichtete Flußstücke, von denen immer zwei mit einander unter mehr oder weniger spitzen oder rechten Winkeln sich zusammensetzen.

Bei Schweinfurt beginnt das Dreieck. Nun kommt der Strom im Herzen des Weinlandes an. Die Berge sind vom Fuße bis zum Gipfel ununterbrochen mit Reben bedeckt — nichts als Reben, soweit das Auge reicht. Selbst die Rheinfahrt gewährt nicht den Einblick in ein solches Rebenlabyrinth. Es folgen Kitzingen, Sülzfeld, ein reicher Ort mit zehn Türmen, Thoren und Mauern, an der Dreieckspitze Marktbreit, Würzburg, das der 115 m. breite Strom durchschneidet. Von hier gestalten sich die Ufer immer reizender. Das Mainviereck umschlingt der Spessart, die Westlinie des Vierecks bricht zwischen Spessart und Odenwald hindurch. Auf der ziemlich gerade nach Süden gerichteten Ostseite des Vierecks ist Lohr. Die Südlinie des Vierecks ist das schönste Stück des Main und Wertheim wieder der schönste Punkt. Der größte Zufluß des Mainvierecks ist die bei Wertheim mündende Tauber. Die Westlinie führt an Klingenberg vorüber und endet bei Aschaffenburg.

## 70. Die Rauhe Alp.

Der Rücken der Rauhen Alp gilt für einen der traurigsten Striche im deutschen Lande. Rauhes Klima, vielfach zerklüftetes

Gestein, nur an einzelnen Stellen eine dünne Ackerkrume, seltene und meist arme Ortschaften. Zahllose blendend weiße Steintrümmer fehlen auf den Aeckern nicht, dünne Halme drängen sich zwischen den Steinen hervor. Oft fließt in meilenlangen Thälern kein Wasser, kein Flußbett ist auf dem einförmigen Grasboden sichtbar; schnell verliert sich der Niederschlag zwischen den Steintrümmern in die Gänge und Höhlen, mit denen das ganze Gebirge durchsetzt ist. Dagegen brechen Flüße am Fuße des Berges hervor. Aber die kalte öde Hochfläche besitzt auch ihre eigentümlichen Reize, wie den Blick auf die Alpenkette. Ein noch höherer Genuß wird dem auf der Höhe pilgernden Wanderer durch einen ungeahnten Gegensatz bereitet, wenn er (und dies gilt mindestens ebenso vom Nord- wie vom Südrande) plötzlich in eines der kleinen Thäler gerät, die bei ihrer Enge und Kürze oben auf dem breiten Gebirgsrücken nicht bemerkt wurden. Auf einmal steht er mitten in einer andern Natur: statt der Oede und Dürftigkeit, Eintönigkeit und Langweiligkeit oben umgibt ihn jetzt eine Fülle anziehender Naturbilder und behaglichen Lebens; hier anmutige Dorfschaften mit reizenden Obsthainen und Gärten, dort zwischen herrlichen Buchen- und Eichengehölzen kühne Dolomitfelsen mit Ritterburgen, und dort wieder frische Wiesen mit klaren, ruhig dahingleitenden Bächen. — Wanderungen in die Alp und ihre Thäler aus den Flachgegenden sind eine alte Sitte; sie geschehen meist im Frühjahre zur Zeit der Kirschblüte. Der üppige, reich bewässerte, mit einem Walde von Obstbäumen besetzte Wiesengrund ist dann wie von einem Blütenmeere übergossen, aus dem die Dörfer freundlich wie Inseln hervortauchen.

## 71. Der fränkische Jura.

Der weite aber sanft geschwungene Bogen des fränkischen Jura beginnt am Wernitz-Durchbruch und endigt am Obermain. Passend zerlegt man denselben in ein nach Nordosten und ein nach Norden gerichtetes Stück. Der östliche, von einigen Frankenhöhe benannte Zug reicht an der Donau bis in die Gegend

von Regensburg, wo Naab und Regen münden. Der Südfuß hebt sich in mäßiger Höhe bis 160 m. über den Strom, weiter unterhalb Neuburg bis 3 Stunden unterhalb Ingolstadt ist der Abfall gegen die Donauebene so unmerklich, daß alle Spur eines Gebirges verschwindet, aber bei den Mündungen der Altmühl, der Naab und des Regen wird der Rand wieder steil. Aber die Tiefe und Steilheit der Thäler geben doch ein gebirgsartiges Ansehen. Eisenerzeinlagerungen rufen im Thale der Altmühl lebhaften Gruben- und Hüttenbetrieb hervor. — Der nördliche Zug wird im engern Sinne Frankenjura genannt. Nirgend erreicht sein gipfelarmer Scheitel die absolute Höhe von 700 m. Auf der größten Höhe steigen wunderbare Felsen auf, teils an einander gereiht, teils in phantastischen Formen als Ruinen von Burgen, Türmen, als Obelisken oder freistehende Mauern.

Der anmutigste und von Reisenden am häufigsten besuchte Teil des Zuges ist die sogenannte „Fränkische Schweiz", das Thal der Wiesent mit seinen Nebenthälern. Hierauf wieder viele Höhlen mit Tropfsteinbildungen und Schlammeinlagerungen, welche viele Knochenreste urweltlicher Tiere, namentlich des Höhlenbären, enthalten.

Der fränkische Jura wird in seiner ganzen Breite von mehreren Flüßen durchschnitten, welche ihre Quelle ferne davon im flachen Hügellande finden, wie die Wernitz, Altmühl, Pegnitz.

## 72. Der Spessart.

Der Spessart ist im Westen, Süden und Osten vom Main umschlungen, im Norden von den Thälern der Kinzig, welche vom Vogelsberg scheidet, und von der Sinn geschlossen. Das ganze Gebirge ist ein hochbewaldeter, rauher und wilder Landstrich, der, wie die Rhön, fast nur zwei Jahreszeiten hat, einen über sieben Monate langen Winter und einen kaum fünf Monate dauernden Sommer. An den nördlichen Bergwänden und in den Schluchten findet man häufig noch im Juni große Schneemassen. In der

Regel ist der Sommer sehr schwül und dann in den Thälern durch das Zurückprallen der Sonnenstralen die Hitze drückend.

Aber auf die schwülen Tage folgen nicht selten empfindlich kalte Nächte, und auch die Uebergänge der Jahreszeiten erfolgen sehr schnell. Im Hoch- und Hinterspessart ist der Ackerbau sehr unbedeutend und fast nur auf Sommerfrüchte beschränkt; nur die Kartoffeln helfen hier dem drückenden Mangel einigermassen ab. Der Reichtum des Spessart besteht in seinen herrlichen Waldungen. Aus keiner deutschen Waldgegend wird so viel und so schönes Eichenholz bis nach Holland ausgeführt. Die schönen Wälder beherbergen noch einen guten Stamm Rot- und Schwarzwild, im östlichen Spessart sind die wilde Katze, der Auerhahn, Geier und Uhu nicht selten. Menschliche Siedelungen erscheinen nur sparsam eingestreut. In den elenden Häusern, die nicht einmal Schornsteine haben, sondern wie bei halbwilden Völkern den Rauch zum Dache hinauslassen, wohnen durchschnittlich sieben bis neun Menschen. Und doch erreichen viele arme Leute des Spessart ein hohes Alter.

## 73. Die schwäbisch-bairische Hochebene.

Die schwäbisch-baierische Hochebene bildet die Riesenbrücke zwischen den Alpen und dem binnenländischen Gebirge. Nur namenlose Hügel, keine Berge, unterbrechen die ungeheure Fläche. Die mittlere Höhe der Ebene beträgt 500 — 650 m.; sie ist demnach das höchste Plateau in Deutschland und im nördlichen Europa überhaupt. Hohe Punkte liegen im Westen der Iller, in Oberschwaben. Die meisten dieser Punkte gewähren imposante Fernsichten auf die schneebedeckten Gipfel des nahen Alpenlandes. Wenn im Frühling und Herbste Südwinde wehen, ist die Luft durchsichtig wie in Italien, und die von der Sonne beschienenen Schneepyramiden glänzen wundervoll.

Von den Alpen stürzen mit starkem Gefälle die größeren Flüße herab. Das Plateau ist mit Seen geschmückt, den Resten jener großen Wasserflut, welche einst die ganze Erde bedeckte.

Zahlreiche Riede, in Baiern Moose genannt, finden sich in den Niederungen und an Bergabhängen. Die meisten Flüße strömen in gleicher Richtung von Südwest nach Nordost. In Kalkalpen geboren, hat ihr Blaugrün durch den Zusatz der aufgelösten Kalkerde einen weißlichen, seifenartigen Anstrich erhalten; bei starken Regengüßen und Gewittern gewinnt dieser weiße Zusatz die Oberhand und verdrängt das Blaugrün fast ganz. Nicht unbedeutend ist die Zahl unfruchtbarer, von Sand und Kalkgrus bedeckter Striche. Doch auch recht ergiebige Gegenden, besonders in mehreren Niederungen, fehlen nicht, z. B. jenes berühmte Ackerland, welches sich von Regensburg über Straubing als eine weite Ebene bis gegen die Mündung des Inn zieht. Sie sind die Kornkammern nicht blos für Baiern, sondern auch für einen großen Teil von Oberdeutschland überhaupt.

## 74. Die Haardt.

Nördlich von der Queich erhebt sich die Haardt, ein breites Sandsteinplateau. Von der Rheinebene, der Vorderpfalz, erscheint ihr Abfall wie eine steile Wand. Am Fuße der Wand reiht sich ein stadtähnliches Dorf an das andere; weite Rebenfelder decken das Land; Kastanienwälder rauschen um die ruingekrönten Bergspitzen, Mandel- und Pfirsichbäume schmücken die Weinberge, und Alleen von Nußbäumen reichen weit hinab in die Ebene.

Das Hochland ist zum größten Teile mit Wäldern bedeckt. Mitten im prächtigsten Walde ist der großartig schöne Drachenfels, ein kühn zerrissenes und zerhöhltes Felsengebilde, in dem die Sage den von Siegfried geschlagenen Drachen mit seiner Brut hausen läßt; ringsum die frischeste und üppigste Waldvegetation, vor allem wuchernde Farren. Nach Westen fällt die Haardt allmählich zur wellenförmigen Hügellandschaft des Westrich ab, welche mit dem Plateau von Lothringen in Verbindung steht. Am Nordende der Haardt erhebt sich der Donnersberg. Er ist drei Stunden lang und zwei Stunden breit. Besondere Aufmerksamkeit verdient der sogenannte Königsstul, ein Fels von etwa 5 m. Höhe und

12—16 m. Breite. Hier sollen die fränkischen Könige zuweilen Recht gesprochen und auch die Grafen des Wormsgaues Gericht gehalten haben. Der Berg hat schöne Buchen- und Eichenwälder und an seine Hänge lehnen sich die fettesten Wiesen und Getreidefelder.

## 75. Der Königssee.

Der Königssee füllt mit seinem dunkelgrünen Spiegel ein 2 Stunden langes und $^1/_4$ Stunde breites Thal aus. Er gleicht einem Strome, begleitet von hohen, mauerartigen, grauweißen Wänden, die 2000 m. hoch senkrecht aus seinen Fluten aufsteigen. Die größte Tiefe ist 181 m. Die Fahrt geht zuerst an einer Insel vorüber. Links von Osten her über rote Felsblöcke herab rauscht der Königsbach, und weiter oben stürzt, einen schönen Wasserfall bildend, aus einer engen Schlucht der Kesselbach herein. Seiner Mündung schräg gegenüber öffnet sich eine tiefe schauerliche Schlucht bis zum Kerne des Watzmann und gestattet dem Blick in die innerste Wüste der Hochkalkalpen einzudringen, das Eisthal mit der Eiskapelle. Aus ihm hervor bricht der Eisbach, der durch den mitgeführten Schutt eine Halbinsel bildet, die Hirschau, auf der die alte Wallfahrtskirche St. Bartholomä, ein Jagdschloß mit gastlicher Försterwohnung, wo die Fremden sich an den köstlichen Fischen des Sees zu erquicken pflegen. Durch einen schmalen Landstreifen ist vom obern Ende des Sees der Obersee geschieden.

## 76. Der Bodensee.

Der Bodensee hat ein volles Recht, der König der deutschen Seen genannt zu werden, denn er öffnet seine Arme, um Deutschland an sein Herz drücken. Auch der Name „schwäbisches Meer" steht ihm nicht übel an. Dieser herrliche See ist das Vermittlungsglied zwischen der Schweiz und Deutschland und bildet zugleich die Grenze und das Band zwischen der österreichischen Provinz Vorarlberg, Baiern, Württemberg und Baden einerseits und den schweizerischen Kantonen St. Gallen und Thurgau anderer-

seits. Die größte Fülle und Breite hat der See von Friedrichshafen aus gesehen, von wo die Eisenbahn über Ulm nach Stuttgart führt. Bei Konstanz und Bregenz rücken dagegen die Ufer mehr zusammen. Diese herrliche Wasserfläche hat bei einer Breite von 5 Stunden und bei einer Tiefe bis zu 900 Fuß eine Größe von $9^1/_2$ Quadratmeilen (mit Einschluß des Untersees) und eine Länge von 18 Stunden. Das läßt sich schon sehen und bewundern, und der See ist im Stande, den vollen Eindruck des Meeres zu machen. Der See gewährt schon hinter Lindau, wo die Eisenbahn von Augsburg her mündet, einen anmutigen und großartigen Anblick. Die Schweizerberge scheinen mit ihrem Fuße in den blauen Fluten zu ruhen. Von den grünen Vorbergen zu immer höheren Alpen aufsteigend, die in blauer Ferne mit dem Himmel zusammenfließen, bilden sie einen wundervollen Anblick. Dem Auge verlängert sich der See unwillkürlich bis in die tiefen Thäler der Graubündtner Alpenzüge. Reich an entzückenden Fernsichten ist dann besonders die Umgegend von Konstanz. Die fruchtbaren Auen daselbst erinnern schon ganz an italienische Landschaften; die Fernsichten auf die Schweizer und Tiroleralpen wie ins Schwabenland sind reizend, und die liebliche Insel Meinau ist das schönste Bild, das in den Rahmen des Bodensees gefaßt ist. Von Lindau aus aber betrachtet, ist die Berggruppirung um den Obersee am großartigsten; man wird von einem Naturbilde überrascht, das mit den schönsten des Genfersees wetteifern kann. Kommt man von Lindau nach Bregenz, so hat man vor sich den herrlichen Golf, von welchem Reisende versichern, daß sie kaum sagen können, was schöner sei, der Golf von Neapel oder dieser Bodenseegolf von Bregenz! Die Häuser und Villen steigen halbkreisförmig auf; dem Hafen gegenüber glänzt hinter einer Pappelallee das Kloster Mehrerau, und die Felsen Tirols und der Schweiz heben sich wie die Töne eines harmonischen Accordes zum Himmel empor. Was den Bodensee vor den Seen der Schweiz auszeichnet, ist, daß er weniger ein Berg- und Alpensee ist, als jene; daß er etwas entschieden Meerartiges hat, daß er die freie, offene

Aussicht des Landsees vereinigt mit einer prachtvollen Bergscenerie. Und wenn dann die Sonne in die Fluten taucht, und der See wie ein Becken geschmolzenen Goldes sich darstellt, dann immer dunkler wird, purpurrot und gelb gestreift und braun in seltsamer Mischung, bis endlich die ruhige, heitere Bläue des Himmels im Wasserspiegel ihr Gegenbild findet: so ist das ein wahrhaft bezaubernder Anblick. Ist aber der See stürmisch, dann kann man auch meerartige Wogen, weißgekräuselt, von ferne übereinanderstürzend und mit mächtigem Geräusche an der Küste sich brechend, heranrollen sehen. Ueberhaupt haben die Winde auf dieser Ebene einen willkommenen Tummelplatz. Ein besonders hitziger Gast ist der Föhn, der als heftiger Südwind aus den Alpen in's Rheinthal und auf die Fläche des Bodensees sich stürzt, mit einer Gewalt, wovon die Bewohner des mittleren Deutschlands kaum einen Begriff haben. Die Wogen des „deutschen Meeres" türmen sich in der That meerartig auf; kein Segelschiff wagt sich hinaus, und wehe dem Nachen, der allzuweit von der Küste sich entfernt hatte! Selbst die Dampfschiffe müssen zuweilen ihren Lauf einstellen. Da der See das Vermittlungsglied für die angrenzenden Gebiete von fünf Staaten bildet, so ist der Verkehr auf demselben ein sehr lebhafter. Teils sind es Landeserzeugnisse, die von einem Orte der Küste zum andern verfahren werden (Getreide, Wein, Obst, Gemüse, Holz, Vieh), teils Fabrikwaaren und Handelsprodukte, die von Süden nach Norden oder von Norden nach Süden gehen. Es gewährt einen reizenden Anblick, wenn man die Segelschiffe mit aufgeblähten weißen Segeln nah und fern auf der blauen, sonnigen Wasserfläche dahinziehen sieht; aber auch die schwarzen Dampfer mit den langen Rauchsäulen beleben diese Wasserwelt außerordentlich und geben ein sehr charakteristisches Bild. In der Lebhaftigkeit der Schifffahrt hat es der Bodensee dem Genfersee von jeher zuvorgethan, und gegenwärtig wird er von mehr als 20 Dampfern befahren. Der See ist äußerst fischreich, besonders reich an schmackhaften Grund- und Seeforellen, und noch reicher an der kleinen Maräne (weißer Gangfisch) und

der großen (Sandfelchen). Doch scheint die neue Erfindung der Dampfschiffe den Fischen nicht sehr zu behagen; denn die Fischer behaupten, daß, seitdem die brausenden Räder die Wasserfläche durchwühlen, die Brut nicht mehr so ergiebig sei. Die aus dem Bodensee gewonnenen Gangfische werden eingemacht und geräuchert und wie die Häringe in den Handel gebracht.

## 77. Die Frösche.

Am Ufer des Baches oder am Rande des Teiches sitzt der grüne Wasserfrosch, fast in halbaufrechter Stellung, wie der Hund. Er trägt ein dunkelgrünes Kleid mit schwarzen Flecken, und drei gelbliche Streifen ziehen sich den Rücken entlang. Der Unterleib ist wie mit einer weißlichen Weste bedeckt. So sitzt er da und sieht mit Anstand um sich aus ziemlich großen, vorstehenden Augen. Er lauert wohl auf eine Mücke, die er verschlucken möchte. Wachsam und mit feinem Gehör begabt merkt er alsbald, daß jemand ihm näher komme. Schnell hüpft er auf und mit einem gewaltigen Sprung ist er im Wasser. Nun greift er weit aus mit seinen Hinterbeinen. Diese endigen in Schwimmfüßen, gleich kleinen Entenfüßen. Er schwimmt ein Stück fort, taucht unter, und versteckt sich unter Wasserpflanzen oder Steinen. Doch nicht lange, so schwimmt er wieder zur Oberfläche, reckt den Kopf hervor und schaut vorsichtig umher. Eine Mücke fliegt um ihn. Wie einen Pfeil schießt er seine Zunge nach ihr aus, trifft sie und verschluckt die leichte Beute. Auch Spinnen, Käfer, Heuschrecken, Schnecken verschlingt der Frosch. Da er diese Nahrung im Winter nicht fände, so verkriecht er sich dann im tiefen Schlamm und verfällt in einen Winterschlaf. Er hat ein zähes Leben: wenn er auch in einen Eisklumpen eingefriert, die Frühlingswärme ruft ihn wieder in's Leben.

Der Laubfrosch hat eine hellgrüne Farbe. An seinen Füßen, besonders an den Hinterfüßen, hat er kleberige Ballen, mit denen er sich an Zweigen und Blüten festhalten kann. Im Frühjahr lebt er in Teichen und auf Gesträuchen. Im Sommer hält er

sich in Gärten auf Bäumen, auf hohen Pflanzen und im Grase verborgen, und da ist er schwer zu finden. Da ist er aber auch sicher vor Störchen, welche die größten Feinde des Geschlechtes der Frösche sind.

## 78. Die Kartoffel.

Dieses nützliche Gewächs kam erst vor etlichen hundert Jahren aus Amerika zu uns. Und fast hätte sie der Freund von Franz Drake, dem dieser aus Amerika Kartoffeln zur Aussaat schickte und dazu schrieb, die Frucht dieses Gewächses sei so trefflich und nahrhaft, daß er ihren Anbau für sein Vaterland für höchst nützlich halte, aus seinem Garten wieder herausreißen und wegwerfen lassen. Denn er dachte, Franz Drake habe mit dem Worte „Frucht“ die Samenknollen gemeint, die oben am Kräuterich hängen. Da es nun Herbst war und die Samenknollen gelb waren, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahle ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüssel, und der Hausherr stund auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, worinnen er diesen sagte, er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht mitzuteilen, wozu er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Drake, mit der Versicherung erhalten habe, daß ihr Anbau für England höchst wichtig werden könne. Die Herren aus dem Parlament kosteten die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmet bestreut war, aber sie schmeckte abscheulich, und es war nur schade um den Zucker. Darauf urteilten sie alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut sein, aber in England werde sie nicht reif. Da hieß denn der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelsträucher herausreißen und wollte sie wegwerfen lassen. Aber eines Morgens im Herbste ging er durch seinen Garten und sah in der Asche eines Feuers, das sich der Gärtner angemacht, schwarze runde Knollen liegen. Er zertrat einen, und siehe, der duftete so lieblich, wie eine gebratene Kartoffel. Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären, und der sagte ihm, daß sie unten an der Wurzel des

fremden amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun ging dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen sammeln, zubereiten, und lud dann die Parlamentsherren wieder zu Gaste, wobei er wohl wieder eine Rede gehalten haben mag, deren Inhalt der gewesen sein wird, daß der Mensch, wenn er bloß nach dem urteilt, was oben an der Oberfläche ist, und nicht auch tiefer gräbt, manchmal gar sehr irren könne.

## 79. Die Eule.

Vor ein paar hundert Jahren, als die Leute noch lange nicht so klug und verschmitzt waren, als sie heutzutage sind, hat sich in einer kleinen Stadt eine seltsame Geschichte zugetragen. Von ungefähr war eine von den großen Eulen, die man Schuhu nennt, aus dem benachbarten Walde bei nächtlicher Weile in die Scheuer eines Bürgers geraten und wagte sich, als der Tag anbrach, aus Furcht vor den andern Vögeln, die, wenn sie sich blicken läßt, ein furchtbares Geschrei erheben, nicht wieder aus ihrem Schlupfwinkel heraus. Als nun der Hausknecht morgens in die Scheuer kam, um Stroh zu holen, erschrack er bei dem Anblick der Eule, die da in einer Ecke saß, so gewaltig, daß er fortlief und seinem Herrn ankündigte, ein Ungeheuer, wie er Zeit seines Lebens keins erblickt hätte, säße in der Scheuer, drehte die Augen im Kopfe herum, und könnte einen ohne Umstände verschlingen. „Ich kenne dich schon,“ sagte der Herr, „einer Amsel im Felde nachzujagen, dazu hast du Mut genug; aber wenn du ein totes Huhn liegen siehst, so holst du dir erst einen Stock, ehe du ihm nahe kommst. Ich muß nun einmal selber nachsehen, was das für ein Ungeheuer ist,“ setzte der Herr hinzu, ging ganz tapfer zur Scheuer hinein und blickte umher. Als er aber das seltsame und greuliche Tier mit eigenen Augen sah, so geriet er in nicht geringere Angst, als der Knecht. Mit ein paar Sätzen sprang er hinaus, lief zu seinen Nachbarn und bat sie flehentlich, ihm gegen ein unbekanntes und gefährliches Tier Beistand zu leisten. Ohnehin könnte die ganze

Stadt in Gefahr kommen, wenn es aus der Scheuer, wo es säße, herausbräche.

Es entstand großer Lärm und Geschrei in allen Straßen. Die Bürger kamen mit Spießen, Heugabeln, Sensen und Aexten bewaffnet herbei, als wollten sie gegen den Feind ausziehen. Zuletzt erschienen auch die Herren des Rats mit dem Bürgermeister an der Spitze. Als sie sich auf dem Markt geordnet hatten, zogen sie zu der Scheuer und umringten sie von allen Seiten. Hierauf trat einer der beherztesten hervor und ging mit gefälltem Spieß hinein, kam aber gleich darauf mit einem Schrei und totenbleich wieder herausgelaufen und konnte kein Wort hervorbringen. Noch zwei andere wagten sich hinein; es erging ihnen aber nicht besser. Endlich trat einer hervor, ein großer, starker Mann, der wegen seiner Kriegstaten berühmt war, und sprach: „Mit bloßem Ansehen werdet ihr das Ungethüm nicht vertreiben. Hier muß Ernst gemacht werden. Aber ich sehe, daß ihr alle zu Weibern geworden seid und keiner den Fuchs beißen will.“ Er ließ sich Harnisch, Schwert und Spieß bringen und rüstete sich. Alle rühmten seinen Mut, obgleich viele um sein Leben besorgt waren. Die beiden Scheuerthore wurden aufgethan, und man erblickte die Eule, die sich indessen in die Mitte auf einen großen Querbalken gesetzt hatte. Er ließ eine Leiter herbeibringen, und als er sie anlegte und sich bereitete hinaufzusteigen, so riefen ihm alle zu, er solle sich männlich halten, und empfahlen ihn dem heiligen Georg, der den Drachen getötet hat. Als er bald oben war und die Eule sah, daß er an sie wollte, auch von der Menge und dem Geschrei des Volkes verwirrt war, und nicht wußte, wo hinaus, so verdrehte sie die Augen, sträubte die Federn, sperrte die Flügel auf, gnappte mit dem Schnabel, und ließ ihr schuhu, schuhu mit rauher Stimme hören. „Stoß zu! Stoß zu!“ rief die Menge draußen dem Helden zu. „Wer hier stände, wo ich stehe,“ antwortete er, „der würde nicht: „Stoß zu!“ rufen.“ Er setzte zwar den Fuß noch eine Staffel höher, dann aber fing er an zu zittern und machte sich halb ohnmächtig auf den Rückweg.

Nun war keiner mehr übrig, der sich in die Gefahr hätte begeben wollen. „Das Ungeheuer," sagten sie, „hat den stärksten Mann, der unter uns zu finden war, durch sein Gnappen und Anhauchen allein vergiftet, und tötlich verwundet. Sollen wir andern auch unser Leben in die Schanze schlagen?" Sie ratschlagten, was zu thun wäre, wenn die ganze Stadt nicht sollte zu Grunde gehen. Lange Zeit schien alles vergeblich, bis endlich der Bürgermeister einen Ausweg fand. „Meine Meinung geht dahin," sprach er, „daß wir aus gemeinem Säckel diese Scheuer sammt allem, was darin liegt, Getreide, Stroh und Heu, dem Eigentümer bezahlen und ihn schadlos halten, dann aber das ganze Gebäude und mit ihm das fürchterliche Tier abbrennen; so braucht doch niemand sein Leben dran zu setzen. Hier ist keine Gelegenheit zu sparen, und Knauserei wäre übel angewendet." Alle stimmten ihm bei. Also ward die Scheuer an vier Ecken angezündet und mit ihr die Eule jämmerlich verbrannt. Wer's nicht glauben will, der gehe hin und frage selbst nach!

## 80. Die Bachstelze.

Wer kann mir ein zierlicheres und netteres Vögelchen in unserm Lande nennen, als die Bachstelze ist? — Schlank und wohlgeformt ist ihr Leib, der sich in ein langes niederes Schwänzchen endet, das sie gar zierlich und flink auf- und abwärts zu bewegen weiß. Dabei ist sie immer geputzt, als ob sie auf einen Ball gehen wollte, aber sehr einfach und geschmackvoll. Gar lieblich nehmen sich ihre klaren freundlichen Augen unter dem schwarzen Sammtmützchen aus, welches sie immer auf dem Kopfe trägt, und das seidene, glänzende Mieder, womit sie ihre Brust schmückt, übertrifft allen Mädchenputz der Art. Leichter und ungezwungener kann man sich gewiß nicht bewegen, als eine Bachstelze. Sie ist eine geborne Ballettänzerin. Kaum sieht man ihre Füße, wenn sie ihre Kunstfertigkeit im Laufen zeigt, und macht sie einen Sprung in die Höhe, so geschieht dies mit einem Anstande und einer Leichtigkeit, die nichts zu wünschen übrig lassen. — — — Die Bach-

stelze ist eine schwärmerische Freundin von stillen, einfachen und erhabenen Naturreizen. Da läuft sie an dem Rande eines Baches hin, der sich zwischen Erlen und Weiden durch ein einsames Thal schlängelt, blickt und nickt in das klare Wasser und freut sich, wenn ihr freundlicher Gruß von ihrem Bilde erwidert wird. Einsame Stege besucht sie auch gerne, um sich dort stillen Naturbetrachtungen zu überlassen und ihr einfaches Liedchen der horchenden Einsamkeit vorzusingen. Bisweilen besucht sie auch ein entlegenes Dörfchen und will sehen, ob die Menschen dort in ihrer Zurückgezogenheit auch so glücklich leben, wie sie.

Will sie sich einen besonderen Genuß verschaffen, schlägt sie ihre Wohnung in einer verfallenen Burg an einem großen Flusse auf, macht dort ihre Betrachtungen über die Hinfälligkeit irdischer Macht und Größe und bringt Leben in diese öden Gemäuer.

Da, wo einst der schwere Tritt eines Ritters erschallte, läuft die Bachstelze leise hin und her, indem sie kaum den Boden berührt, und wo jener einst mit seinen Genossen ein lärmendes Trinkgelage hielt, führt die Bachstelze mit ihren flinken Kleinen ein Ballet auf und fühlt sich in diesen schauerlichen Ruinen glücklicher, als alle die Ritter, welche einst in dieser Burg hausten, da sie noch trotzig und fest in den Strom hinabblickte.

## 81. Schwärmen der Bienen.

In jedem Bienenstocke gibt es nur ein einziges Weibchen, die Königin oder das Weisel genannt. Kommt das Ei eines neuen Bienenweibchens aus, so erwacht die Eifersucht des alten, seiner Mutter. Diese eilt hin, um die Tochter durch ihre Stachel zu töten. Dies führt nun zu einer gewaltigen Aufregung im Bienenstocke, deren Folge der Auszug eines Teiles des Volkes aus dem Stocke ist.

Wenn die alte Bienenkönigin hineilt, die junge mit ihrem Giftstachel zu töten, so widersetzen sich die Arbeitsbienen und verstopfen den Eingang zur Zelle der Tochter mit Wachs. Nun entsteht ein wunderbarer Tumult im Korbe, wobei sich Parteien

bilden. Die alten Bienen halten es meist mit der alten Königin, und eine Zahl der jungen Bienenmännchen schließt sich ihnen an. Die andern halten sich zu den jungen Arbeitsbienen, die den Zugang zur jungen Königin verteidigen. In diesem Tumulte verläßt endlich das alte Bienenweibchen sammt seinem Anhange den Bienenstaat, um eine neue Kolonie zu gründen. Wie dies geschehen ist, räumen die jungen Arbeitsbienen alsbald die wächserne Schanze weg, womit sie ihre Königin geschützt hatten. Diese kommt heraus, und ihre erste That ist, daß sie nach den andern Zellen eilt, worin noch unentwickelte Maden oder Puppen künftiger Königinnen liegen, und mit ihrem Stachel alle tötet, die ihr das Reich einst streitig machen könnten. Gegen Eier, Maden und Puppen ist der Kampf leicht. Bisweilen ist aber bereits eine zweite junge Königin aus der Puppe gekommen. Diese findet ebenfalls ihren Anhang, der ihre Zelle verwahrt und so lang vor der Mörderin schützt, bis die jüngere Biene stark genug ist, den heißen Kampf mit der ältern Schwester zu wagen. Dieser endet zuweilen mit dem Tode der einen oder beider, oder die ältere ist wieder zur Auswanderung genötigt. Indem sich ihr ein Teil der Männchen und Arbeitsbienen anschließt, bildet sich ein schwacher Nachschwarm. So lange noch junge Weibchen auskommen, wiederholt sich nun die Ermordung der einen durch die andern, oder die Auswanderung, bis am Ende nur eine Königin übrig bleibt.

Bevor die Arbeitsbienen den Korb verlassen, versehen sie sich auf drei Tage mit Proviant an Wachs und Honig. Dann surrt der Schwarm mit Blitzesschnelligkeit aus dem Flugloch heraus, die Königin voran. Bald läßt sich diese in der Nähe an einem Baumaste oder einem andern passenden Gegenstande nieder. Die Begleiter setzen sich um und an sie hin; eine Biene hängt an oder auf der andern, so daß sie einen borstigen Klumpen oder Zapfen bilden. Oft verharren die Bienen mehrere Stunden in dieser Stellung. Man hat aber beobachtet, daß während dieser Zeit einige Arbeitsbienen in der Wildniß herumschwärmen, um einen Ort zu suchen, wo die Gesellschaft sich niederlassen kann. Haben diese

Kundschafter nun einen passenden hohlen Baum oder dergleichen ausfindig gemacht, so kehren sie zum Haufen zurück und machen davon Mitteilung. Alsbald begibt sich nun der ganze Schwarm, die Königin an der Spitze, nach dem neuen Wohnsitz. Gewöhnlich aber sucht der Zeidler den Verlust eines Schwarmes zu verhüten. Wenn also der Schwarm sich festgesetzt hat, hält er einen leeren Korb mit der Oeffnung unter den Zapfen, streicht diesen mit einem Brettchen in den Korb, und deckt denselben sofort mit dem Brett zu. Nun wird der Korb mit dem verschließenden Brett umgekehrt und an Ort und Stelle gebracht. Hauptsache ist immer, daß die Königin mit eingefangen sei. Ist dieses der Fall, so bleiben die Bienen eine Weile ruhig im Korbe und ziehen dann einzeln aus, um sofort ihr Tagewerk zu beginnen. In 6 bis 7 Tagen ist schon der halbe Stock mit Waben angefüllt. Ist jedoch das Weibchen nicht drinnen, so stürmen sie sofort mit ungeheurer Schnelligkeit aus dem Korbe heraus, um mit ihm irgendwo einen neuen Klumpen anzusetzen. In einem solchen Falle sind die Bienen höchst zornig, und es ist gefährlich, sich ihrer Wut auszusetzen. Deswegen verwahrt der Zeidler auch bei diesem Geschäfte stets Gesicht und Hände durch Dratgeflecht und Handschuhe.

Wenn wir den wunderbaren Bienenhaushalt betrachten, so sind wir fast versucht, den kleinen Tierchen Verstand und Ueberlegung zuzuschreiben. Das wäre aber irrig. Die Biene weiß nicht, was sie thut, und handelt nicht mit freiem Willen, sondern wird zu ihren Verrichtungen durch einen unwiderstehlichen Naturtrieb (Instinkt) gedrängt, den ihr der allmächtige Schöpfer eingepflanzt hat. Das unansehnliche Tierchen gibt uns also neuen Anlaß, die unergründliche Weisheit und Güte Gottes zu bewundern.

Den Bienen nahe verwandt sind die Wespen, Hornisse und Hummeln. Sie sammeln keine Wintervorräte. Im Herbste geht stets die ganze Gesellschaft bis auf einige Weibchen zu Grunde. Diese bringen den Winter ohne Nahrung in Erstarrung zu, legen im Frühjahr Eier, und werden so die Gründerinnen neuer Gesellschaften.

## 82. Das Roggenkorn.

Nimm ein Körnlein und schau es an! Du hältst etwas Lebendiges in der Hand, ja noch mehr, dieses Lebendige ist ein Ei. Das nimmt dich Wunder? Du hältst das Körnlein an's Ohr, — es gibt keinen Laut von sich; du legst es auf den Tisch, — es rührt sich nicht; es ist weder warm, noch kalt, — und doch steckt viel, viel Leben darin! Man hat aus Aegypten Getreidekörner, die schon 2000 Jahre alt waren, mitgebracht, und als man sie in die Erde steckte, gingen sie so grün und frisch auf, wie das Korn vom vorigen Jahre. Wären diese Körnlein tot gewesen, so würden sie ruhig in der Erde gelegen, sich nimmer gerührt haben. Wenn du's auch mit deiner Hand nicht fühlst, so hat der liebe Gott doch jedem Körnlein so viel Lebenswärme geschenkt, daß es selbst im härtesten Winter nicht erfriert. Wenn du's auch mit deinen Augen nicht siehest, so hat der liebe Gott doch in jedes kleine Korn einen großen Halm mit einer langen Aehre von vielen Körnern versteckt. Kannst du doch auch in dem Vogelei keine Federn und keinen Schnabel und keine Flügel sehen, und doch steckt ein ganzer Vogel darin.

Willst du aber den lebendigen Keim sehen, der im Körnlein schlummert, so gehe hin und stecke es in die Erde und sieh, was sich begibt! Der Keim fängt an sich zu regen; er teilt das Samenkorn in zwei Teile, die „Samenlappen" genannt, und verzehrt die weiße Milch, die ihn als Mehl umgab. Hast du auch gesehen, wie gut das zarte Keimchen vom lieben Gott eingewickelt ist? Wie bei dem Ei kommt erst eine gröbere, härtere Schale, die wie ein Panzer den weichen Kern umgibt; aber auf das derbere und festere Gehäuse folgt noch eine feinere, weichere Haut, damit die härtere Schale den weichen Kern nicht allzu sehr drücke. So hüllen die zärtlichen Mütter ihre Kindlein in mehrere Tücher und legen die feinsten zuerst um die zarten Glieder.

Hat nun das Samenkorn eine Zeit lang in der Erde geschlummert, und hat der wohlverwahrte Keim seine Milch verzehrt, so

zersprengt er seine Hülle, dehnt und streckt sich und tritt in zwei Spitzen hervor, im Federchen und Würzelchen. Dieses senkt sich nach unten zur Erde, denn es weiß, daß es hier Speise und Trank findet. Um darnach besser suchen zu können, teilt es sich in kleine Fasern, die „Wurzelfasern", die es zum Aufsaugen ausstreckt, wie der Schmetterling seinen feingebogenen Rüssel und der Polyp seine Arme. Das Federchen dagegen strebt nach oben, möchte gar zu gern sich in die hohen Lüfte erheben, wie die Vögel, wenn sie flügge geworden sind; denn Luft und Sonnenschein sind seine Speise. Woher weiß aber der Keim, daß er im Boden Nahrung findet? Wer hat es ihm gesagt, wo der Erdboden, wo unten ist, da ihm doch die Augen fehlen? Das sagt ihm der liebe Gott, der das Körnlein erschaffen hat und der es erhält und behütet. Darum streuet der Landmann voll guter Zuversicht den Samen auf seinen Acker, denn er weiß, daß eine starke Hand Leben und Gedeihen gibt.

Ziehst du ein im Herbste gesäetes Roggenpflänzchen vor Weihnachten aus dem Boden, so erblickst du dünne, braune, senkrecht in die Erde hinabsteigende Wurzeln, die sehr tief gehen, wofern nur der Boden locker und fruchtbar ist. Sobald aber die warmen Frühlingstage kommen, sterben die alten Wurzeln ab, die Pflanze treibt frische und beginnt ein neues Leben. Ziehst du sie nun aus der Erde, so erblickst du weiße Wurzeln, die, nicht wie früher in einer Richtung nach unten gehend, sondern nach allen Richtungen ausgebreitet, viel dicker und kürzer, als die Herbstwurzeln. Diese sind dünn, denn sie brauchen keinen hohen Stengel zu tragen; sie streben tiefer nach unten, da hier mehr Feuchtigkeit und Wärme ist, denn nahe an der Oberfläche würden sie leicht erfrieren. Im Sommer aber soll die Wurzel von dem kleinsten Regen Nahrung ziehen, darum zerteilt sich der Wurzelmund in viele kleinere Mündchen, um leichter und schneller trinken zu können. Die dünnen Fasern müssen aber dick werden, denn nun gilt es, einen langen Halm mit einer schweren Aehre zu tragen. Das Licht und die Sonnenwärme kochen in den feinen

Röhrchen, welche in dem Halme auf und nieder steigen, wie die Adern in deinem Körper, einen Saft aus, der so süß und nahrhaft ist, daß Kühe und Schafe, Ziegen und Pferde kein Gras lieber verzehren als das Korngras.

Dieses hat einen solchen Trieb, in die Höhe zu wachsen, daß, wenn es auch von den Tieren abgeweidet, oder von den Menschen abgeschnitten ist, es nur desto fröhlicher wieder emporschießt, um in seiner Aehre den Menschenkindern diejenige Speise zu bescheren, welche für viele Länder der größte Segen Gottes ist, — das Brot.

Das junge, weiche Aehrchen zeigt sich schon sehr frühe, wenn der Halm noch ganz klein ist, in ein Blatt wie in einen grünen Mantel eingewickelt. Doch die Aehre darf nicht so tief am Boden bleiben; die aus der Erde aufsteigenden Dünste würden ihr schaden und sie nicht zur Reife kommen lassen; darum steigt sie immer höher und schlanker empor. Je länger der Halm, desto reiner entwickelt sich der aus den Wurzeln aufsteigende Nahrungssaft, desto besser kann ihn auf dem langen Wege, den er zu machen hat, die Sonne auskochen und zubereiten, daß er zu dem mehlreichen Korne sich verdichtet. Zwar schwankend und dünn ist das Rohr, auf dessen Spitze die Aehre sich wiegt, doch hat es starke Knoten, daß der Wind es nicht zerknickt, und biegsame Fasern, daß es vor dem Sturme sich beugt. Jene Knoten haben, um den aufsteigenden Saft hindurchzulassen, viele kleine Löcher. Die Fasern kreuzen sich hier und bilden so ein festes Gewebe, gleichsam ein Knöchengelenk. Mit jedem Knoten beginnt eigentlich eine neue Pflanze; schneidet man den Halm an einer solchen Knotenstelle ab und steckt das abgeschnittene Stück in die Erde, so schlägt es Wurzeln und wächst als neuer Halm lustig empor.

Die langen, schmalen Blätter, alle in derselben Form zugespitzt, als wäre es mit dem Zirkel geschehen, haben keinen besonderen Stiel, wie die Blätter des Birn- und Apfelbaumes, sondern endigen sich unten in eine Scheide, welche den Halm umgibt. Sie wehen fröhlich in der Luft, um Regen und Tau des

Himmels zu sammeln, das Sonnenlicht und die frische Luft einzusaugen; denn die Pflanze muß Atem holen so gut, wie der Mensch und das Tier. Ist aber die Aehre ihrer Reife nahe, dann welken die Blätter; sie haben ihre Arbeit vollbracht, und der Nahrungssaft, welcher immer noch aus der Wurzel aufsteigt, darf nicht mehr seitwärts in die Blätter sich verteilen, sondern soll unverkürzt den Körnern zu Gute kommen.

Nun schaue, wie künstlich der liebe Gott die Aehre gebaut hat. Sie besteht aus vielen kleinen einzelnen Aehrchen, die alle an einen gemeinsamen Stiel, die „Spindel," geheftet sind. Immer steht ein kleines Aehrchen einem andern gegenüber, daher ist die Aehre zweizeilig. Zu einem einzelnen Aehrchen gehören aber zwei Blüten, die in einem Kelche brüderlich zusammenwohnen. Der Kelch besteht wieder aus zwei schmalen, spitzen Blättchen, welche den Namen „Kelchspelzen" tragen und die Hülle bilden für die eigentliche Blüte, die das Körnlein umschließt und wiederum aus zwei Blättchen zusammengesetzt ist. Von diesen ist das äußere bauchig, auf beiden Seiten mit steifen Haaren befranzt und an der Spitze mit einer langen Granne versehen, als wollte das Körnlein eine Lanze einlegen gegen die Angriffe der Vögel. Das innere Blütenblatt, welches unmittelbar den Kern umgibt, gleicht einer zarten, faltigen Haut. So ist das Roggenblümchen anzuschauen wie ein doppelter Kelch, ganz unscheinbar, von blaßgrüner Farbe, ohne allen Glanz und Farbenschimmer einer Tulpe oder Rose. Aber das Größte und Wichtigste geschieht oft nur im Verborgenen, und das innerlich Wertvolle bedarf des äußern Schmuckes nicht.

Während bei den meisten Blüten die farbigen Blütenblätter abfallen, sobald die Frucht zu reifen beginnt, harrt der Kelch oder die Blumenkrone treulich aus, das nackte Korn schützend, bis zur Ernte. Woher ist denn aber das Körnlein gekommen? Siehe, da hängen zwei Beutelchen aus dem Kelche heraus, an zarten Fädchen befestigt! In diesen Beutelchen stecken viele tausend Körnchen eines außerordentlich feinen Staubmehles, „Blütenstaub" genannt.

Weht nun ein frischer Wind über das Kornfeld, daß es aussieht, als liefe da eine Herde Schafe vom Hunde gescheucht, oder als wären es grüne Wasserwogen, die auf- und niederwallen, so fällt das Staubmehl auf ein anderes Körperchen, das gerade in der Mitte der beiden Staubfäden steht und oben eine Narbe hat, die mit einer hübschen Federkrone geziert ist. Diese Narbe empfängt den zarten Blütenstaub und führt ihn durch den kurzen hohlen Griffel bis zum Fruchtboden hinab, der einem Haarschopfe gleicht. Sobald das Samenmehl ihn berührt, schwillt er auf, wird immer fester und bereitet im Innern jener beiden Häute, die du schon kennst, jenes kostbare Mehl, das wir im Brote verspeisen. So ist aus dem in die Erde gesäeten Samenkorn ein diesem ganz gleiches erzeugt, aber aus dem einen, das wir der Erde anvertrauten, hat der Segen des Herrn hundert gemacht.

## 83. Die Verwandlung der Insekten.

Die Klasse der Insekten ist unter den unvollkommneren Tieren dasselbe, was die Klasse der Vögel unter den vollkommneren Tieren ist; denn der größte Teil davon ist leicht geflügelt, wie die Vögel. Ueberhaupt sind die Insekten auch in vielen andern Eigenschaften gar merkwürdige Tiere, an denen sich wundervolle Kunsttriebe, Vorgefühl des Künftigen und vor allen Dingen eine Verwandlung und gänzliche Umgestaltung finden, wodurch ein und dasselbe Tier zu einem ganz andern wird. Erst ist es z. B. eine häßliche Raupe, die ungemein gefräßig und schädlich ist, indem sie eine große Menge von Blättern und Knospen frißt, oder auch ein häßlicher Wurm, der von Kot lebt. Auf einmal wird die Raupe krank, sie krümmt und windet sich und muß als Raupe sterben, nachdem sie sich noch öfters vorher ihr Sterbekleid gesponnen oder ihren Sarg zurecht gemacht hat. Da liegt sie oder hängt sie dann lange als tot, und die Raupe ist auch wirklich nicht mehr vorhanden. Auf einmal aber bricht der Frühlings-Sonnenschein herein, da springt der Sarg entzwei, und aus dem Grabe geht nun ein ganz anderes Leben hervor, als das vorige war: ein schöner,

bunter Schmetterling, der all das Schädliche und Häßliche, das die Raupe hatte, abgelegt hat, der gar keine Blätter und keinen Kot mehr freßen mag, sondern mit seiner niedlichen langen Zunge allenfalls bloß die Tautröpflein oder auch den Honigsaft aus den Blüten saugt, sehr oft aber auch gar nichts mehr zu genießen braucht, weil er sich in dieser seiner letzten Gestalt der Welt nur ganz kurze Zeit zeigt. Sehr viele Insekten machen eine solche Absterbung und gänzliche Verwandlung durch und leben hernach zuletzt als schönes geflügeltes Insekt in der Luft und auf Blumen, während sie vorher als Wurm in der Erde, im Wasser, im Morast und Unrat lebten; doch können sich auch manche Insekten, z. B. die häßliche Laus, der giftige Skorpion, die Spinne, nicht dazu entschließen, so zu sterben, und bleiben bis ans Ende das, was sie waren: eine häßliche Spinne, oder Laus, oder Skorpion.

Bei einer solchen Verwandlung kann man sich viel denken, und schon die Alten haben deshalb den Schmetterling und seine Verwandlung als ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele betrachtet.

# II.

# Poetischer Teil.

## Fabeln, Sagen, Erzählungen, lyrische Gedichte.

---

### 1. Fuchs und Ente.

Frau Ente, was schwimmst du dort auf dem Teich?
Komm doch einmal her an das Ufer gleich!
Ich hab dich schon lange was wollen fragen.
„Herr Fuchs, ich wüßte dir nichts zu sagen;
Du bist mir so schon viel zu klug,
Drum bleib ich dir lieber weit genug.“
Herr Fuchs der ging am Ufer hin
Und war verdrießlich in seinem Sinn;
Es lüstete ihn nach einem Braten,
Das hatte die Ente gar wohl erraten.
Heut hätt er so gerne schwimmen können,
Nun mußt er ihr noch das Leben gönnen.

### 2. Eichhorn und Wind.

„Huhu! wie bläst du kalt, Herr Wind!
Mein Thürchen stopf ich zu geschwind
Und thu' mir ein andres auf da drüben.“
„Ich blase auch dort ganz nach Belieben.“

„So mach ich jenes wieder zu
Und rufe vergnügt: Bleib draußen, du!“
Der Wind, der machte ein bös Gesicht,
Das Eichhorn sah es eben nicht.
Der Wind der schüttelt an dem Baum,
Das Eichhorn drinnen merkt' es kaum:
Es ließ ihm draußen seinen Lauf
Und knackte sich ein Nüßchen auf.

## 3. Wandersmann und Lerche.

Lerche, wie früh schon fliegest du
Jauchzend der Morgensonne zu?
„Will dem lieben Gott mit Singen
Dank für Leben und Nahrung bringen;
Das ist von alters her mein Brauch:
Wandersmann, deiner doch wohl auch?“

Und wie so laut in der Luft sie sang,
Und wie er schritt mit munterem Gang,
War es so froh, so hell den zwein
Im lieben klaren Sonnenschein,
Und Gott der Herr im Himmel droben
Hörte gar gern ihr Danken und Loben.

## 4. Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.

„Dir,“ spricht der Lahme, beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen.
Doch scheints, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließ du dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines sein."

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken:
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

## 5. Der Vogel am Nest.

„Knabe, ich bitt dich so sehr ich kann:
Rühre mein kleines Nest nicht an!
O sieh nicht mit deinen Blicken hin!
Es liegen ja meine Kinder drin,
Die werden erschrecken und ängstlich schrein,
Wenn du schaust mit den großen Augen hinein."
Wohl sähe der Knabe das Nestchen gern,
Doch stund er behutsam still von fern.
Da kam der arme Vogel zur Ruh,
Flog hin und deckte die Kleinen zu,
Und sah so freundlich den Knaben an:
„Hab Dank, daß du ihnen kein Leid gethan!"

## 6. Der Hengst und die Wespe.

Eine kleine Wespe stach
Einen Hengst. Er schlug darnach;
Doch die kleine Wespe sprach:
„Liebes Hengstchen, nur gemach!
Denn ich sitz am sichern Orte;
Glaube mir, du triffst mich nicht!"
Endlich gibt er gute Worte,
Und die kleine Wespe spricht:
„Sanftmut findet doch Gehör:
Sieh, nun stech ich dich nicht mehr!"

## 7. Der Zeisig.

Ein Zeisig war's und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damon's Fenster hingen.
Die Nachtigall fing an, ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damon's kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
„Ach, welcher singt von beiden doch so schön?
Den Vogel möcht' ich wirklich sehn!"
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
„Hier," spricht er, „sind sie alle beide;
Doch welcher wird der schöne Sänger sein?
Getraust du dich, mir das zu sagen?"
Der Sohn läßt sich nicht zweimal fragen,
Schnell weist er auf den Zeisig hin:
„Der," spricht er, „muß es sein, so war ich ehrlich bin!
Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder;
Dem andern sieht man's gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts Kluges singen kann."

## 8. Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brot ertanzen müssen,
Entrann und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen
Und brummten freudig durch den Wald,
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: „Petz ist wieder da!"
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er geseh'n, gehört, gethan!
Und fing, da er vom Tanzen red'te,
Als ging er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein, anstatt wie er zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
„Fort," schrieen alle, „fort mit dir!
Du Narr willst klüger sein, als wir?"
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

## 9. Die Katzen und der Hausherr.

Tier und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zwei abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beizustehn.

Endlich tanzen alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Tassen um;

Stolpert über ein'ge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr
Und zerbricht zwo Reihen Zähne:
Blinder Eifer schadet nur.

## 10. Die beiden Hunde.

Zween Hunde dienten einem Herrn;
Der eine von den beiden Tieren,
Joli, verstand die Kunst, sich lustig aufzuführen,
Und wer ihn sah, vertrug ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge
Und spielte voller Ungestüm.
Man lobte seinen Scherz, belachte seine Sprünge,
„Seht," hieß es, alles „lebt an ihm!"
Oft biß er mitten in dem Streicheln,
So falsch und boshaft war sein Herz;
Gleich fing er wieder an zu schmeicheln,
Dann hieß sein Biß ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt' und schrie,
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen,
Er hieß der lustige Joli.

Fidel, der andere Hund, war von ganz anderm Wesen,
Zum Witze nicht erseh'n, zum Scherze nicht erlesen,
Sehr ernsthaft von Natur, doch wachsam um das Haus,
Ging öfters auf die Jagd mit aus,
War treu und herzhaft in Gefahr
Und bellte nicht, als wenn es nötig war.

Er stirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli stirbt auch. Da fließen Tränen;
Seht, ihn beklagt das ganze Haus;
Die ganze Nachbarschaft bezeiget ihren Schmerz!
So gilt ein bißchen Witz mehr, als ein gutes Herz.

## 11. Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, verseh'n zum Graben,
Wollt' jetzt ein besser Schicksal haben
Und rief das Glück um Beistand an.
Das Glück erhörte sein Verlangen.
Er fand, indem er grub, zwo starke goldne Stangen;
Allein der ungeschickte Mann
Sah sie für altes Messing an
Und gab für wenig Geld den Reichtum aus den Händen,
Fuhr fort und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.
„O Thor!" rief ihm die Gottheit zu,
„Was quälst du mich, dich zu beglücken?
Wer wäre glücklicher als du,
Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu schicken?"

## 12. Die Klugheit.

Durch eines Fischers List berückt,
Ward in sein Garn ein junger Hecht verstrickt.
Das Sprichwort sagt: „Die Not bricht Eisen!"
Der Kriegsgefang'ne nagt so lang',
Bis daß es ihm zuletzt gelang,
Sich aus den Banden loszureißen.
Jetzt sprach er bei sich selbst: „Ei, ei,
Ich dacht' es nicht, bei meiner Ehre!
Daß hier ein Netz verborgen wäre.
Je nun, ich bin ja wieder frei!

Kein Henker soll zum zweiten mal mich kriegen!
Doch still! Was seh' ich dort vor jenem Boot
Im Wasser hin und wieder fliegen?
Beim Element! Ein fetter Bissen Brod."
Er schnappt ihn auf, und läßt, dem Netze kaum entgangen,
Sich nun durch eine Angel fangen.

## 13. Der Käfer.

Ein kleiner Käfer schwirrte
Vergnügt um's Bäumchen her;
Allein im Garten irrte
Ein wilder Bub' umher.

Er fing das arme Tierchen
Und packt's bei seinem Bein,
Und bindet an ein Schnürchen
Das arme Käferlein!

Er spottet seiner Wunden,
Er freut sich seiner Not!
Doch ach! in wenig Stunden
War's arme Tierlein tot.

Du schlimmer Mensch! Was haben
Die Käfer dir gethan?
Ach, aus dem bösen Knaben
Ward bald ein böser Mann!

## 14. Der Aal und die Schlange.

„Betrachte mich einmal,"
Sprach eine Schlange zu dem Aal,
„Bin ich nicht wunderschön?
Ist wohl noch eine Haut so buntgefleckt zu seh'n?

Zwar ist die deine glatt, doch meine glatt und schön.“
„Schön ist,“ antwortete der Aal,
„Die deinige, die meinige nur glatt.
Wie aber kommt's, das sag' einmal,
Daß man mich lieber hat,
Und lieber sieht als dich! Ein jeder, der dich sieht,
Hat Furcht und Schrecken im Gesicht,
Ruft Hilf' und flieht.“
Die wunderschöne Schlange spricht:
„Er flieht? Warum? Das weiß ich nicht.“
„Ich aber weiß es,“ spricht der Aal,
„Auch wissens ja die Menschen alle,
Die dich im Grase liegen seh'n:
Von außen bist du schön,
Von innen — Gift und Galle.“

### 15. Die Eichel und der Kürbiß.

Sohn, mit Weisheit und Verstand
Ordnete des Schöpfers Hand
Alle Dinge. Sieh umher!
Keines steht von ungefähr,
Wo es steht. Das Firmament,
Wo die große Sonne brennt,
Und der kleinste Sonnenstaub,
Deines Atems leichter Raub,
Trat auf unsers Gottes Wort
Jegliches an seinen Ort.
Jedes Ding in seiner Welt
Ist vollkommen; dennoch hält
Mancher Thor es nicht dafür
Und kunstrichtet Gott in ihr.
Solch ein Thor war jener Mann,
Den ich dir nicht nennen kann,

Der, als er an schwachen Ranken
Einen Kürbiß hangen sah,
Den verwegenen Gedanken
Hegete: „Nein, solche Last
Hätt' ich an so schwaches Reis
Wahrlich doch nicht aufgehangen!
Mancher Kürbiß, gelb und weiß,
Reih' bei Reih', in gleichem Raum
Hätte sollen herrlich prangen
Hoch vom starken Eichenbaum."

Also denkend geht er fort
Und gelanget an den Ort
Einer Eiche, lagert sich
Längelang in ihrem Schatten,
Und schläft ein. — Die Winde hatten
Manche Woche nicht geweht.
Aber als er schläft, entsteht
In der Eiche hohem Wipfel
Ein Gebrause: starke Weste
Schütteln ihre vollen Aeste.
Plötzlich stürzt von dem Bewegen
Prasselnd ein geschwinder Regen
Reifer Eicheln von dem Gipfel.
Viele liegen auf dem Grase;
Aber eine fällt gerade
Dem Kunstrichter auf die Nase.
Plötzlich springt er auf und sieht,
Daß sie blutet. „Dieser Schade
Geht noch an," denkt er und flieht,
Und bereuet auf der Flucht
Den Gedanken, welcher wollte,
Daß der Eichbaum eine Frucht
Gleich dem Kürbiß tragen sollte.

„Traf ein Kürbiß mein Gesicht,"
Sprach er, „nein, so lebt' ich nicht!
Wie ein Thor hab' ich gedacht!
Gott hat alles wohl gemacht!"

## 16. Der Rabe, der Pfau und die Schildkröte.

Es war ein großer Garten,
Hatt' einen reichen Herrn,
Der drin hatt' aller Arten
Gewächs und Tiere gern.
Es thäten Quellen springen,
Und schöne Bäume blüh'n,
Und bunte Vögel gingen
Lustwandelnd durch das Grün.

Der Pfaue sprach zum Raben:
„Dein rotes Stiefelein
Sollt ich am Fuße haben;
Es muß verwechselt sein.
Als uns der Herr gewogen
Hervorrief aus der Nacht,
Hast du dir's angezogen,
Mir war es zugedacht.

Ich nahm von schwarzem Leder
Hier dieses aus Verseh'n.
Es paßt zu deiner Feder;
Zu meiner will's nicht stehn.
So paßt nur mein Gefieder
Zum roten Stiefelein.
Gib mir, was mein ist, wieder,
Und nimm zurück, was dein!"

Der Rabe sprach dagegen:
„Ein Irrtum ist gescheh'n,
Doch nicht der Stiefel wegen;
Am Kleid liegt das Versehn.
Das einsehn muß ein jeder:
Es paßt ein buntes Kleid,
Und keine schwarze Feder
Zu diesem Fußgeschmeid.

Als uns der Herr erweckte
Vom Schlaf mit seiner Hand,
Schlaftrunken noch ich streckte
Mein Haupt durch dein Gewand.
So strecktest du das deine
Aus meines Rückkleids Zier.
Gib mir zurück das meine;
Nimm du das deine dir!"

Ihr Streit war ungeschieden;
Da hob ihr leises Ohr,
Aus eines Brunnens Frieden
Die Schildkröt' hoch empor.
Sie sprach mit ernsten Tönen,
Und jene horchten gern:
„Was wollt ihr hadernd höhnen
Die Weisheit eures Herrn!

Es that der Herr, der Meister,
So, wie's ihm billig schien.
Nicht einem seiner Geister
Hat alles er verliehn.
Er hat sein Gut verteilet
Zu vieler Pfründner Glück,
Und was im Garten weilet,
Ein jedes hat sein Stück.

Dem Pfauen, sich zu brüsten,
Hat er gestickt das Kleid,
Dem Raben nach Gelüsten
Geschmückt das Fußgeschmeid.
Und wem er hat gegeben
Ein ungeschmücktes Sein,
Der dank' ihm auch das Leben,
Das sei sein Schmuck allein."

## 17. Der Löwe und der Fuchs.

„Herr Löwe!" sprach der Fuchs, „ich muß
Dir's nur gestehen, mein Verdruß
Hat sonst kein Ende.
Der Esel spricht von dir nicht gut;
Er sagt, was ich an dir zu loben fände,
Das seh' er nicht; dein Heldenmut
Sei zweifelhaft; du gäbst ihm keine Proben
Von Großmut und Gerechtigkeit;
Du würgtest die Unschuld, suchtest Streit;
Er könne dich nicht loben!"
Ein Weilchen schwieg der Löwe still;
Dann sprach er: „Fuchs, er spreche, was er will!
Denn was von mir ein Esel spricht,
Das acht' ich nicht."

## 18. Das Pferd und der Esel.

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
Ein Esel eine schwere Last,
Die fähig war, ihn tot zu drücken.
Ein ledig Pferd ging neben ihm. „Du hast
Auf deinem Rücken nichts,"
Sprach das geplagte Tier,
„Hilf, liebes Pferdchen, hilf,
Ich bitte dich, hilf mir!"

„Was, helfen?“ rief der grobe Gaul,
„Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul!
Trag zu!“ „Ich sterbe, liebes Pferd,
Die Last erdrückt mich, rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich!“
„Ich kann nicht,“ sprach das Pferd.
Kurz, unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. — Sack und Pack.
Legt man sogleich den Rappen auf,
Des Esels Haut noch oben drauf.“

## 19. Der Fischer.

Saß ein Fischer an dem Bach,
Wollte Fischlein fangen;
Doch es blieb den ganzen Tag
Leer die Angel hangen.

Endlich zuckt es, und er sah
Fischlein zappelnd schweben;
Goldenrötlich hing es da,
Fleht' ihn um sein Leben.

„Lieber Fischer, laß mich los,“
Sprach's mit glatten Worten;
„Laß mich in der Wellen Schooß,
Bis ich groß geworden!“

„Fischlein, das kann nicht geschehn!
Hier hilft kein Beklagen;
Ließ' ich dich jetzt wieder gehn,
Möcht' ich zu viel wagen.“

„Denke doch, wie klein ich bin!
Hast ja kaum drei Bissen,
Laß mich in die Flut dahin,
Wirst mich nicht vermissen.“

„Weil du gar so niedlich bist
Und so jung am Leben,
Sei dir eine kleine Frist
Noch von mir gegeben.

Wirst du aber größer sein,
Denk' an deine Worte!
Stelle dich zum Fange ein
Hier an diesem Orte!"

Fröhlich sprang das Fischlein hin
In die Wellenkühle,
Trieb mit frischem, heiterm Sinn
Seine lust'gen Spiele.

Als ein Jahr vorüber war,
Dacht' es seiner Worte,
Stellte sich dem Fischer dar
An dem alten Orte.

Doch der sprach: „Weil du so treu
An dem Wort gehangen,
Laß ich dich auf immer frei,
Will dich niemals fangen."

## 20. Der Greis und der Tod.

Ein Greis von achtundachtzig Jahren,
Ein armer abgelebter Greis
Mit wenigen schneeweißen Haaren,
Kam aus dem Walde, trug
Auf seinem krummen Rücken
Ein Bündel Reis.
Ach Gott, der arme Greis!
Er mußte wohl sehr oft sich bücken,
Eh' er's zusammen las!

Er hatte keinen Sohn, sonst hätte der's gethan.
Und weil vor Mattigkeit er nun nicht weiter kann,
So setzt er ab; und als er nun da saß
Bei seinem Bündel und bedachte,
Wie viel Beschwerde, Müh' und Not
Das Bündel Reis ihm machte,
Wie viel sein bißchen täglich Brod:
Da seufzt er, lebenssatt, und weint und ruft den Tod:
„Befreie mich," spricht er, „von aller meiner Not
Und bringe mich zur Ruh!"
Der Tod kommt an, geht auf den Rufer zu;
„Was willst du," fragt er „du,
Daß du mich hergerufen hast?
Du trägst auch eine schwere Last."
„Ach, lieber Tod," versetzte drauf
Der arme Greis, „hilf sie mir auf!"

## 21. Der Schatzgräber.

Ein Winzer, der am Tode lag,
Rief seine Kinder her und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz,
Grabt nur danach!" — „An welchem Platz?"
Rief alles laut den Vater an —
„Grabt, grabt!" — O weh! da starb der Mann.
Kaum war der Greis zu Grab gebracht,
So grub man nach aus Leibesmacht;
Mit Hacke, Karst und Spaten ward
Der Weinberg um und um gescharrt;
Da war kein Kloß, der ruhig blieb;
Man warf die Erde gar durchs Sieb,
Und zog die Harken kreuz und quer
Nach jedem Steinchen hin und her.
Allein da ward kein Schatz verspürt,
Und jeder hielt sich angeführt.

Doch kaum erschien das nächste Jahr,
So nahm man mit Erstaunen wahr,
Daß jede Rebe dreifach trug.
Da wurden erst die Söhne klug,
Und gruben nun Jahr ein, Jahr aus
Des Schatzes immer mehr heraus.

## 22. Die drei Herren.

Ein armer Bauer wollte sterben;
Drei Söhne standen um ihn her,
„Ach, meine Kinder!“ seufzte er,
„Ich hinterlaß’ euch nichts zu erben,
Als meinen Esel, der mir treu
Gedienet hat. Besitzt ihn alle drei!
Der brauch’ ihn heut, der andere morgen,
Und wer ihn braucht, muß ihn versorgen!“
Der Vater stirbt. Der ält’ste muß
Den Esel wohl am ersten haben.
Von früh bis in die Nacht läßt er das Grautier traben;
An Futter nichts, an Schlägen Ueberfluß.
„Mein Bruder,“ denkt er, „hat ihn morgen zu ernähren;
Der Esel kann der Kost auf heute wohl entbehren.“
Der zweite kommt und holt den müden Gaul,
Da kaum noch ist die Nacht entwichen.
„Haha! das Fressen macht’ ihn faul,
Der Bruder hat ihn voll gestrichen.
Geduld! Ein Tag ist bald vorbei!“
Und wieder Knüttel ohne Heu.
Den dritten Tag die alte Leier:
„Du ließest dir’s zu wohl bei meinen Brüdern sein;
Ich halte dir die Krippe rein,
Und spare mir den halben Dreier;
Ein wenig Fasten ist gesund,
Ich merke schon, du wirst zu rund.“

Der Esel fällt vor Schwäche nieder,
Schnappt noch zum letzten mal und reget sich nicht wieder.
Nun teilt euch in die Haut, ihr Brüder!

## 23. Zwei Wanderer.

Zwei Wanderer zogen hinaus zum Thor
Zur herrlichen Alpenwelt empor;
Der eine ging, weil's Mode just,
Den andern trieb der Drang in der Brust.

Und als daheim nun wieder die zwei,
Da rückt die ganze Sippschaft herbei,
Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl:
„Was habt Ihr gesehen? Erzählt einmal!"

Der eine drauf mit Gähnen spricht:
„Was wir gesehn? Viel Rares nicht.
Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein."

Der andere lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blicks, mit verklärtem Gesicht:
„Ja, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

## 24. Das Riesenspielzeug.

Burg Nideck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand,
Sie selbst ist nun zerfallen, die Stätte wüst und leer.
Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor
Und stieg hinab den Abhang, bis in das Thal hinein,
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

Mit wen'gen raschen Schritten durchstreifte sie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald.
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut.
Es kriecht das kleine Wesen umher so sonderbar.
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

„Ei, artig Spielzeug!“ rief sie, „das nehm' ich mit nach Haus.“
Sie knieet nieder, spreitet behend das Tüchlein aus,
Und feget mit den Händen, was sich da alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt.

Und eilt mit freudigen Sprüngen (man weiß, wie Kinder sind)
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind.
„Ei, Vater, lieber Vater! Ein Spielding wunderschön!
So Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höh'n.“

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein.
Er schaut sie an behaglich. Er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliches bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden. Laß sehen, was es sei!“

Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann.
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
Da klatscht sie in die Hände, und springt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet! Das ist ein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin!
Der Bauer ist kein Spielzeug. Was kommt dir in den Sinn!

Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brod.
Es sproßt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor.
Der Bauer ist kein Spielzeug. Da sei uns Gott davor!"

Burg Nideck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand,
Sie selbst ist nun zerfallen, die Stätte wüst und leer.
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

## 25. Vom Bäumlein, das andere Blätter haben wollt.

Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald
In gutem und schlechtem Wetter;
Das hat von unten bis oben
Nur Nadeln gehabt statt Blätter;
Die Nadeln, die haben gestochen,
Das Bäumlein, das hat gesprochen:

„Alle meine Kameraden
Haben schöne Blätter an,
Und ich habe nur Nadeln,
Niemand rührt mich an;
Dürft ich wünschen, wie ich woll't,
Wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold."

Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
Und früh ist's aufgewacht.
Da hatt' es goldene Blätter fein;
Das war eine Pracht.
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich stolz;
Gold'ne Blätter hat kein Baum in Holz."

Aber wie es Abend ward,
Ging der Jude durch den Wald
Mit großem Sack und großem Bart;

Der sieht die goldenen Blätter bald;
Er steckt sie ein und geht eilends fort,
Und läßt das leere Bäumlein dort.

Das Bäumlein spricht mit Grämen:
„Die goldnen Blättlein dauern mich;
Ich muß vor den andern mich schämen,
Sie tragen so schönes Laub an sich!
Dürft ich mir wünschen noch etwas,
So wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas."

Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und früh ist's wieder aufgewacht;
Da hatt' es glasene Blätter fein;
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich froh,
Kein Baum im Walde glitzert so!"

Da kam ein großer Wirbelwind
Mit einem argen Wetter,
Der fährt durch alle Bäume geschwind,
Und kommt an die glasenen Blätter;
Da lagen die Blätter vom Glase
Zerbrochen in dem Grase.

Das Bäumlein spricht mit Trauern:
„Mein Glas liegt in dem Staub;
Die andern Bäume dauern
Mit ihrem grünen Laub.
Wenn ich mir noch was wünschen soll,
Wünsch' ich mir grüne Blätter wohl."

Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und wieder früh ist's aufgewacht;
Da hatt' es grüne Blätter fein;

Das Bäumlein lacht
Und spricht: „Nun hab' ich doch Blätter auch,
Daß ich mich nicht zu schämen brauch!"

Da kommt mit vollem Euter
Die alte Geiß gesprungen;
Sie sucht sich Gras und Kräuter
Für ihre Jungen;
Sie sieht das Laub und fragt nicht viel,
Sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein wieder leer.
Es sprach nun zu sich selber;
„Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
Weder grüner, noch roter, noch gelber;
Hätt' ich nur meine Nadeln,
Ich wollte sie nicht tadeln."

Und traurig schlief das Bäumlein ein,
Und traurig ist es aufgewacht;
Da besieht es sich im Sonnenschein,
Und lacht und lacht,
Alle Bäume lachen's aus;
Das Bäumlein macht sich aber nichts daraus.

Warum hat das Bäumlein denn gelacht,
Und warum denn seine Kameraden?
Es hat bekommen in einer Nacht
Wieder alle seine Nadeln,
Daß jedermann es sehen kann;
Geh' naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an!
Warum denn nicht?
Weil's sticht.

## 26. Das Grab des Busento.

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.

Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.

Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam mit der Rüstung auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweiten male ward der Fluß herbeigezogen,
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren,
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!“

Sangens, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

## 27. Die drei Gesellen.

Es waren drei Gesellen,
Die stritten widern Feind,
Und thaten stets sich stellen
In jedem Kampf vereint.
Der ein' ein Oesterreicher,
Der andr' ein Preuße hieß,

Davon sein Land mit gleicher
Gewalt ein jeder pries.
Woher war denn der dritte?
Nicht her von Oestreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte —
Von Deutschland war er nur.

Und als die drei einst wieder
Stunden im Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätschensaat der Feind.
Da fielen alle dreie
Auf einen Schlag zugleich;
Der eine rief mit Schreie:
„Hoch lebe Oesterreich!"
Der andre, sich entfärbend,
Rief: „Preußen lebe hoch!"
Der dritte, ruhig sterbend,
Was rief der dritte doch?

Er rief: „Deutschland soll leben!"
Da hörten es die zwei,
Wie rechts und links daneben
Sie sanken nah dabei:
Da richteten im Sinken
Sich beide nach ihm hin,
Zur rechten und zur linken,
Und lehnten sich an ihn.
Da rief der in der Mitten
Noch einmal: „Deutschland hoch!"
Und beide mit dem dritten
Riefens und lauter noch.

Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei,

Mit einem Palmenstengel,
Und liegen sah die drei.
Er sah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,
Wie sie im Todesbunde
Gerufen: „Deutschland hoch!"
Da schlug er seine Flügel
Um alle drei zugleich,
Und trug zum höchsten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

## 28. Der Glockenguß zu Breslau.

War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerter Meister
Gewandt in Rat und That.

Er hatte schon gegossen
Viel Glocken gelb und weiß
Für Kirchen und Kapellen
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein;
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Im Magdalenenturme,
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meister
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen,
Daß alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar —

Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
„Ich laß auf kurze Weile
Beim Kessel dich allein.

Will mich mit einem Trunke
Noch stärken zu dem Guß;
Das gibt der zähen Speise
Erst einen rechten Fluß.

Doch hüte dich und rühre
Den Hahn mir nimmer an!
Sonst wär' es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan!“

Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Glut hinein;
Das wogt und wallt und wirbelt
Und will entfesselt sein;

Und zischt ihm in die Ohren
Und zuckt ihm durch den Sinn
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht —
Da wird ihm angst und bange;
Er weiß nicht, was er thät.

Und läuft hinaus zum Meister,
Die Schuld ihm zu gesteh'n;
Will seine Knie umfassen
Und ihn um Gnade fleh'n.

Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

Er stößt sein scharfes Messer
Dem Buben in die Brust,
Dann stürzt er nach dem Kessel,
Sein selber nicht bewußt.

Vielleicht, daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann;
Doch sieh' — der Guß ist fertig;
Es fehlt kein Tropfen dran!

Da eilt er abzuräumen
Und sieht, er will's nicht seh'n,
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor sich steh'n. —

Der Knabe liegt am Boden;
Er schaut sein Werk nicht mehr —
Ach, Meister, wilder Meister,
Du stießest gar zu sehr!

Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an;
Es thut den Richtern wehe
Wohl um den wackern Mann;

Doch kann ihn keiner retten,
Und Blut will wieder Blut;
Er hört sein Todesurtel
Mit gar gefaßtem Mut.

Und als der Tag gekommen,
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenschmaus.

„Ich dank' euch," spricht der Meister,
„Ihr Herren lieb und wert;
Doch eine andere Gnade
Mein Herz von euch begehrt.

Laßt mich doch einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet,
Möcht' wissen, ob's gelang."

Die Bitte ward gewähret,
Sie schien den Herrn gering;
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

Der Meister hört sie klingen
So voll, so hell, so rein;
Die Augen geh'n ihm über,
Es muß vor Freude sein.

Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt;
Er hat in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht;
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht;
Weiß nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

## 29. Rudolf auf dem Zuge gegen Ottokar, 1278.

Ausgebrannt vom Stral der Sonne
Seufzet rings das dürre Land.
Alle Quellen sind vertrocknet
In dem glühendheißen Sand.
Lechzend liegt die matte Herde
Auf der schattenlosen Erde.

Weit gespalten, aufgerissen
Ist der Boden allumher,
Wolkenlos der ganze Himmel,
Still die Luft und heiß und schwer.
Und der Wald mit welkem Laube
Steht bedeckt von weißem Staube.

Sieh! da reitet durch die Steppe
Kampfgerüstet eine Schar:
Rudolf zieht, der deutsche Kaiser,
Wider König Ottokar.
Von dem Durste matt und heiser
Ruft nach Wasser jetzt der Kaiser.

Und zwei Reiter eilen jauchzend
Zu dem Kaiser hin im Flug,
Halten freudig hoch erhoben
Kühlen Wassers einen Krug.
Und den Becher rasch ihm füllend
Sprachen sie, ihr Herz enthüllend:

„Lange suchten wir nach Wasser
Weit umher im ganzen Land;
Doch kein Tropfen war zu finden
In dem glühendheißen Sand.
Die vergeb'ne Müh zu enden,
Wollten wir uns rückwärts wenden.

Sieh! da fanden wir im Schatten
Ruhend eine Schnitterschar,
Die sich, müde, laben wollten
An dem Kruge kühl und klar.
Weil sie selbst vom Durste litten,
War vergebens unser Bitten.

Doch, als uns're Schwerter drohten:
„Gebt uns Wasser oder Blut!"
Gaben sie uns bleich und zitternd
Gern ihr selt'nes, teures Gut.
Was wir so erbeutet haben,
Möge dich, o Kaiser, laben!"

Als der Kaiser dies vernommen,
Zog mit unmutvollem Blick
Von den glühendheißen Lippen
Plötzlich er den Krug zurück:
„Nimmer soll den Durst mir stillen,
Was sie gaben wider Willen.

Bei der Ehre meiner Krone!
Gebt zurück der Armen Gut!
Keinen Tropfen mag ich kosten,
Brennt wie Feuer auch mein Blut.
Wenn beraubt die Armen dürsten,
Ziemt zu trinken nicht dem Fürsten!“

## 30. Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolf,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister
Aerzte, sagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem gebrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?“

Und die Meister sprechen: „Herr,
Wohl noch heut erscheint die Stunde.“
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister, Dank für diese Kunde!“

„Auf nach Speier! Auf nach Speier!“
Ruft er, als das Spiel geendet,
„Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet!

Blast die Hörner, bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!"
Zaudernd stehn die Diener all;
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!"

Und das Schlachtroß wird gebracht:
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,"
Spricht er, „trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den lebensmüden!"

Weinend steht der Diener Schar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Aeste nieder.
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmutsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild,
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen zweien.
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt er zur Lust im Maien.

Von dem hohen Dom zu Speier
Hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frauen
Weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten.
Sitzend dort auf goldnem Stul
Hört man für das Volk ihn beten.

„Reichet mir den heil'gen Leib!"
Spricht er nun mit bleichem Munde.
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächtige Stunde.

Da auf ein mal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte, —
Und verschieden sitzt der Held,
Himmelsruh im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten:
Alle Herzen längs des Rheines
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk
Schwarz, unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels!

## 31. Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen, in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolf's heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmale.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,

Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge.
Denn geendet nach langem, verderblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Sper,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold;
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt,

Doch sage, was ist des Kaisers wert
An seinem herrlichsten Feste?" —

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt,
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Mesner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demut entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffest du?“ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr! ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
So hat ihn der strömende Giesbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen.“

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume,
Und er selber auf seines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollführet;
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.“

„Nicht wolle das Gott!“ rief mit Demutsinn
Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen.
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben.“

„So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,

Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühn sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
Und glänzen die spätsten Geschlechter!"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Tränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

## 32. St. Polykarp.

„Was tötet ihr die Glieder!" rief die Wut
Des Heidenpöbels. „Sucht und würgt das Haupt!"
Man sucht den frommen Polykarpus, ihn,
Johannes Bild und Schüler. Sorgsam hatten
Die Seinen ihn auf's Land geflüchtet. — „Ich
Sah diese Nacht das Kissen meines Haupts
In voller Glut," so sprach der kranke Greis
Und wachte mit besonderer Freude auf.
„Ihr Lieben mühet euch umsonst; ich soll
Mit meinem Tode Gott lobpreisen." Da
Erscholl das Haus vom stürmenden Geschrei
Der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf.

„Bereitet,“ sprach er „diesen Müden noch
Ein Gastmahl! Ich bereite mich indes
Zur Reise auch.“ Er ging und betete,
Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Konsul. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm:
„Sei tapfer, Polykarp!“ Der Konsul sieht
Den heitern, schönen, ruhig sanften Greis
Verwundert. „Schone,“ sprach er, „deines Alters,
Und opfre hier, entsagend deinem Gott!“

„Wie sollt ich einem Herrn entsagen, dem
Zeitlebens ich gedienet, und der mir
Zeitlebens Gutes that?“ — „Und fürchtest du
Denn keines Löwen Zahn?“ — „Zermalmet muß
Das Weizenkorn doch einmal werden, sei's
Wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht.“
Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm! Er ist
Der Christen Vater. Feuer! Feuer her!“
Sie trugen Holz zusammen und mit Wut
Ward er ergriffen. — „Freunde!“ sprach er, „hier
Bedarfs der Bande nicht. Wer dieser Flamme
Mich würdigte, der wird mir Mut verleih'n.“

Und legte still den Mantel ab, und band
Die Sohlen seiner Füße los und stieg
Hinauf zum Scheiterhaufen. Plötzlich schlug
Die Flamm' empor, umwehend rings um ihn
Gleich einem Segel, das ihn kühlete;
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelstein in seine Mitte nahm
Und schöner ihn verklärte; bis ergrimmt
Ihm eine freche Faust das Herz durchstieß.

Er sank; es floß sein Blut; die Flamm' erlosch
Und eine weiße Taube flog empor. —
Nur Einfalt, Unschuld gibt im Tode Mut.

## 33. Barbarossa im Kyffhäuser.

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterirdischen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat, im Schloß verborgen,
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wieder kommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stul ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt,
Der Tisch ist marmelsteinern,
Woran sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt, als wie im Traume,
Sein Aug' halboffen zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh' hin vor's Schloß, o Zwerg!
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg!"

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Bezaubert hundert Jahr."

## 34. Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen."

Das Kind es denkt: „Die Glocke hängt,
Da droben auf dem Stule."
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.

„Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt."
Doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum,
Das arme Kind im Schrecken,
Es läuft, es kommt, als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken!

Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag
Nicht in Person sich laden.

## 35. Der getreue Eckart.

„O, wären wir weiter, o, wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt schon der nächtliche Graus;
Sie sind's, die unholdigen Schwestern;
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen uns leer nur die Krüge."

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden."

Gesagt, so geschehn! und da naht sich der Graus
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es aufs beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wütige Heer,
Ins weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig." —

„Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis auf's Blut!"
„Nein, keineswegs; alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein!

Und der es euch anrät, und der es befiehlt,
Er ist es, der mit den Kinderlein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt,
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köstlich in Händen."

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: „Ein herrliches Bier!"
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag,
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
„Wie ist's mit den Krügen ergangen?"
Die Mäuslein, sie lächeln, im stillen ergetzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt —
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

## 36. Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab;

Die Sonne stralt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge.

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge.

Der Berg, der ist mein Eigentum,
Da ziehn die Stürme rings herum;
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich doch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh'!
Ich bin der Knab' vom Berge.

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' ins Glied,
Und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge.

## 37. Lied eines deutschen Knaben.

Mein Arm ist stark und groß mein Mut;
Gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut;
Ich bin der Väter wert!

Ich finde fürder keine Ruh'
Im weichen Knabenstand;

Ich stürb', o Vater, stolz wie du
Den Tod fürs Vaterland!

Schon früh in meiner Kindheit war
Mein täglich Spiel der Krieg;
Im Bette träumt' ich nur Gefahr
Und Wunden nur und Sieg.

Mein Feldgeschrei erweckte mich
Aus mancher Türkenschlacht;
Noch jüngst ein Faustschlag, welchen ich
Dem Bassa zugedacht.

Da neulich unsrer Krieger Schar
Auf dieser Straße zog,
Und wie ein Vogel der Husar
Das Haus vorüberflog:

Da gaffte starr und freute sich
Der Knaben froher Schwarm;
Ich aber, Vater, härmte mich
Und prüfte meinen Arm.

Mein Arm ist stark und groß mein Mut;
Gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut,
Ich bin der Väter wert!

## 38. Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen:
„Gilt's mir oder gilt es dir?"
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad':
„Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib' du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!"

## 39. Siegfrieds Schwert.

Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
Ging von des Vaters Burg herab;
Wollt' rasten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.
Begegnet ihm manch Ritter wert
Mit festem Schritt und breitem Schwert.
Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.
Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.
Da sah er Eisen und Stal genug,
Ein lustig Feuer Flammen schlug.
„O Meister, liebster Meister mein,
Laß du mich deinen Gesellen sein;
Und lehr' du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!"
Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,
Er schlug den Amboß in den Grund.
Er schlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücke sprang.

Und von der letzten Eisenstang'
Macht' er ein Schwert so breit und lang.
„Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andere Ritter wert;
Nun schlag' ich wie ein anderer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld."

## 40. Schwabenstreiche.

Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Not;
Viel Steine gabs und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.

Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Des Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach;
Doch hätt' ers nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihm das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück.
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher;
Sie huben an auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen;
Der wackere Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt für Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken

Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut;
Er trifft des Türken Pferd so gut;
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Tier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht;
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken.
Zur rechten sieht man wie zur linken
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus;
Sie flieh'n in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war;
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen
Und sprach: „Sag' an, mein Ritter wert!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche;
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

## 41. Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal mußt' ichs holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich geh'n;
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen steh'n,
Wies mir, wie man die Wogen mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs ins große Schiff;
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land;
Es schwebten Berg' und Türme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug.
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht;
Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot!" —
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland;
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n,
Mir war's, als thät' sein Auge hinab in's Herz mir seh'n.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel und schaut' ihn sicher an
Und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!"

## 42. Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebecks übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden
In die Arme seiner braunen Gattin;
Aber ferne noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute, wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach, laßt mich, bis der Sturm sich leget,"
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet feinen Eigentümer,
„Obdach hier in eurem Hause finden!"
„Willst du, mißgestaltes Ungeheuer,"
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„Willst du, Diebsgesicht, mir aus dem Hause?"
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.
Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirtbaren Schwelle,

Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder
Und erzählte von den bunten Städten
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knien,
Schlossen schmeichelnd sich an seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare
Und durchsuchten seine Weidmannstasche,
Bis sie die versproch'nen Schätze fanden. —
Kurz darauf hat unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Späh'n und Rufen war vergebens:
Nichts vernahm er, als das hohle Echo
Längs den hohen, schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Mut und nahte leise.
„Wer ist draußen?“ brach mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„Freund, im Walde hab' ich mich verirret,“
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
„Zeigt doch nach der Stadt, ich werd' euch danken,

Morgen früh mir die gewissen Wege!“
„Kommt herein,“ versetzt der Unbekannte,
„Wärmt euch! Noch ist Feuer in der Hütte.“
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirten.
Mit dem Hunger eines Weidmanns speiste
Festlich wie bei einem Klosterschmause
Neben seinem Wirt der Europäer,
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte;
Und er schlief bis in die hohe Sonne.
Wie der wilden Zone wild'ster Krieger,
Schrecklich, stand mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste
Und erweckt' ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer;
Finster blickend blieb der Wilde stehen,
Sah dann starr dem Pflanzer in die Augen,

Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?"
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger
Und erkannte nun in seinem Wirte
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen!"
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

## 43. Beim Aussäen der Blumen.

Sink, o Körnlein, denn hinab!
Sink in's stille, kühle Grab,
In das Bett von Erde!
Erde streu' ich auf dich her,
Bis, mein Körnlein, ich nichts mehr
Von dir sehen werde.

Wüßtest du, was ich da thu,
Hättest Sprache du dazu,
Ach! du sprächst mit Weinen:
Nie seh ich den Himmel mehr,
Nie den Garten um mich her,
Sonne nie mehr scheinen.

Aber, Körnlein, habe Mut!
Sieh', du liegst ja sanft und gut,
Hast bald ausgeschlafen.
Blickst dann aus der Erd' hervor,
Blickst als eine Blum' empor,
Regst dich neu geschaffen.

Ich auch sinke einst hinab,
So wie du in's kühle Grab;
Mich auch deckt die Erde.

Aber herrlicher noch ruft
Aus der stillen dunkeln Gruft
Mich des Schöpfers: Werde!

### 44. Das Lied vom Samenkorn.

Der Sä'mann streut aus voller Hand
Den Samen auf das weiche Land,
Und, wundersam! was er gesä't,
Das Körnlein wieder aufersteht.

Die Erde nimmt es in den Schooß
Und wickelt es im stillen los;
Ein zartes Keimlein kommt hervor
Und hebt sein rötlich Haupt empor.

Es steht und frieret, nackt und klein,
Es fleht um Tau und Sonnenschein;
Die Sonne schaut von hoher Bahn
Der Erde Kindlein freundlich an.

Bald aber nahet Frost und Sturm,
Und scheu verbirgt sich Mensch und Wurm;
Das Körnlein kann ihm nicht entgehn
Und muß in Wind und Wetter stehn.

Doch schadet ihm kein Leid und Weh;
Der Himmel deckt mit weichem Schnee,
Und deckt der Erde Kindlein zu;
Dann schlummert es in stiller Ruh.

Bald fleucht des Winters trübe Nacht,
Die Lerche singt, das Korn erwacht;
Der Lenz heißt Bäum' und Wiesen blühn,
Und schmückt das Feld mit frischem Grün.

Voll krauser Aehren, schlank und schön,
Muß nun die Halmensaat erstehn,

Und wie ein grünes, stilles Meer
Wogt sie im Winde hin und her.

Dann schaut vom hohen Himmelszelt
Die Sonne auf das Aehrenfeld;
Die Erde ruht im stillen Glanz,
Geschmückt mit goldnem Ehrenkranz.

Die Aernte naht, die Sichel klingt,
Die Garbe rauscht; gen Himmel dringt
Der Freude lauter Jubelsang,
Des Herzens stiller Preis und Dank.

## 45. Märzlied.

Nun da Schnee und Eis zerflossen
Und des Angers Rasen schwillt,
Hier an roten Lindenschossen
Knospen bersten, Blätter sprossen,
Weht der Auferstehung Odem
Durch das keimende Gefild.

Veilchen an den Wiesenbächen
Lösen ihrer Schale Band;
Primelngold bedeckt die Flächen;
Zarte Saatenspitzen stechen
Aus den Furchen; gelber Krokus
Schießt aus warmem Gartensand.

Alles fühlt erneutes Leben:
Schmetterlinge, die am Stamm
Der gekerbten Eiche kleben,
Mücken, die im Reigen schweben,
Lerchen, hoch im Aetherglanze,
Tief im Thal das junge Lamm!

Seht! erweckte Bienen schwärmen
Um den frühen Mandelbaum;
Froh des Sonnenscheins erwärmen
Sich die Greise; Kinder lärmen
Spielend mit den Ostereiern
Durch den weißbeblümten Raum.

Sprießt, ihr Keimchen, aus den Zweigen,
Sprießt aus Moos, das Gräber deckt!
Hoher Hoffnung Bild und Zeugen,
Daß auch wir der Erd' entsteigen,
Wenn des Ew'gen Frühlingsodem
Uns zur Auferstehung weckt!

## 46. Frühlings Einzug.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Der alte Winter will hinaus.
Er trippelt ängstlich durch das Haus.
Er windet bang sich in der Brust,
Und kramt zusammen seinen Wust
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Er spürt den Frühling vor dem Thor;
Der will ihn zupfen bei dem Ohr,
Ihn zausen bei dem weißen Bart,
Nach solcher wilden Buben Art,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Der Frühling pocht und klopft ja schon
Horcht, horcht! es ist sein lieber Ton.

Er pocht und klopfet, was er kann,
Mit seinen Blumenknospen an,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerschaft im Sold;
Die ruft er sich zur Hilfe her,
Und pocht und klopfet immer mehr,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Es kömmt der Junker Morgenwind,
Ein bausebackig rotes Kind,
Und bläst, daß alles klingt und klirrt,
Bis seinem Herrn geöffnet wird,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Es kömmt der Ritter Sonnenschein;
Der bricht mit goldenen Lanzen ein.
Der sanfte Schmeichler Blütenhauch
Schleicht durch die engsten Ritzen auch,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Zum Angriff schlägt die Nachtigall.
Und horch, und horch, ein Widerhall,
Ein Widerhall aus meiner Brust!
Herein, herein, du Frühlingsluft,
Geschwinde, geschwinde!

## 47. Die grünen Sommervögel.

Es kamen grüne Vögelein
Geflogen her vom Himmel,
Und setzten sich im Sonnenschein
In fröhlichem Gewimmel
All an des Baumes Aeste,
Und saßen da so feste,
Als ob sie angewachsen sei'n.

Sie schaukelten in Lüften lau
Sich auf den schwanken Zweigen.
Sie aßen Licht und tranken Tau,
Und wollten auch nicht schweigen.
Sie sangen leise, leise,
Auf ihre stille Weise,
Von Sonnenschein und Himmelsblau.

Wenn Wetternacht auf Wolken saß,
So schwirrten sie erschrocken.
Sie wurden von dem Regen naß,
Und wurden wieder trocken.
Die Tropfen rannen nieder
Vom grünenden Gefieder,
Und desto grüner wurde das.

Da kam am Tag der scharfe Stral,
Ihr grünes Kleid zu sengen,
Und nächtlich kam der Frost einmal,
Mit Reif sie zu besprengen.
Die armen Vöglein froren,
Ihr Frohsinn war verloren.
Ihr grünes Kleid ward bunt und fahl.

Da trat ein starker Mann zum Baum,
Und hub ihn an zu schütteln,
Vom obern bis zum untern Raum

Mit Schauer zu durchrütteln.
Die bunten Vöglein girrten
Und auseinander schwirrten,
Wohin sie flogen,
Weiß man kaum.

## 48. Sommerlied.

Blaue Berge!
Von den Bergen strömt das Leben! —
Reine Luft für Mensch und Vieh,
Wasserbrünnlein spat und früh
Müssen uns die Berge geben.

Frische Matten!
Grüner Klee und Dolden schießen. —
An der Schmele schlank und fein
Glänzt der Tau wie Edelstein,
Und die klaren Bächlein fließen.

Schlanke Bäume!
Muntrer Vögel Melodeien
Tönen im belaubten Reis,
Singen laut des Schöpfers Preis.
Kirsche, Birn' und Pflaum' gedeihen. —

Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
Halm und Aehre, schwanket schön,
Wenn die milden Lüfte wehn,
Und das Körnlein wächst und füllt sich —

An dem Himmel
Stralt die Sonn' im Brautgeschmeide;
Weiße Wölklein steigen auf,
Ziehn dahin im stillen Lauf:
Gottes Schäflein geh'n zur Weide. —

Herzensfrieden!
Woll' ihn Gott uns allen geben!
O, dann ist die Erde schön!
In den Gründen, auf den Höhn
Wacht und singt ein frohes Leben. —

Schwarze Wetter
Ueberziehn den Himmelsbogen,
Und der Vogel singt nicht mehr.
Winde brausen hin und her,
Und die wilden Wasser wogen. —

Rote Blitze
Zucken hin und zucken wieder,
Leuchten über Wald und Flur;
Bange harrt die Kreatur:
Donnerschläge stürzen nieder. —

Gut Gewissen!
Wer es hat und wer's bewachet:
In den Blitz vom Weltgericht
Schaut er und erbebet nicht,
Wenn der Grund der Erde krachet.

## 49. Einkehr.

Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste.
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret.
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leicht beschwingte Gäste.

Sie sprangen frei und hielten Schmaus,
Und sangen auf das beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen grünen Matten;
Der Wirt, er deckte selbst
Mich zu mit seinem kühlen Schatten.
Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit:
Da schüttelt er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel.

## 50. Lied von der Eiche.

Es war der Sturm mein größter Feind
Seit meiner Kindheit Tagen,
Hat's übel stets mit mir gemeint,
Und dacht' mich umzuschlagen.
Doch nahm, je größer die Gefahr,
Ich fester den Entschluß nur wahr;
Ich halte Stand dem Winde!

Wenn andre vor des Windes Gier
Sich tief und zitternd neigen,
Ich schau ihn an und fang ihn hier
Mit meinen dichten Zweigen.
Die schwachen Nachbarstämme auch,
Sie schütz ich recht nach Mannesbrauch:
Ich halte Stand dem Winde!

Und griff er noch so fürchterlich
In meine tapfern Aeste:
Ich klamm're an die Erde mich,
Und bleibe stark und feste.
Ich wachs' auf deutschen Bodens Raum;
Ich weiß, ich bin ein deutscher Baum:
Ich halte Stand dem Winde!

## 51. Der Schwalben Haushalt.

Mutter, Mutter! uns're Schwalben
Sieh' doch selber, Mutter, sieh'!
Junge haben sie bekommen,
Und die Alten füttern sie.

Als die lieben kleinen Schwalben
Wundervoll ihr Nest gebaut,
Hab' ich Stunden lang am Fenster
Heimlich ihnen zugeschaut.

Und nachdem sie eingerichtet
Und bewohnt das kleine Haus,
Schauten sie mit klugen Augen
Gar verständig nach mir aus.

Ja, es schien, sie hätten gerne
Manches zwitschernd mir erzählt,
Und es habe sie betrübet,
Was zur Rede noch gefehlt.

Ein's um's and're, wie ein Kleinod
Hielten sie ihr Haus in Hut.
Sieh' doch, wie die kleinen Köpfchen
Streckt hervor die junge Brut.

Und die Alten, ein's um's and're,
Bringen ihnen Nahrung dar.
O, wie köstlich ist, zu schauen
So ein liebes Schwalbenpaar.

Mutter, weißt du noch, wie neulich
Krank im Bett ich lag und litt?
Pflegtest mich so süß, und abends
Brachte Vater mir was mit.

## 52. Herbstlied.

Bunt sind schon die Wälder,
Gelb die Stoppelfelder,
Und der Herbst beginnt.
Rote Blätter fallen,
Graue Nebel wallen,
Kühler weht der Wind.

Wie die volle Traube
Aus dem Rebenlaube
Purpurfarbig stralt!
Am Geländer reifen
Pfirsiche mit Streifen
Rot und weiß bemalt.

Sieh! wie hier die Dirne
Emsig Pflaum' und Birne
In ihr Körbchen legt;
Dort mit leichten Schritten
Jene goldnen Quitten
In den Landhof trägt!

Flinke Träger springen,
Und die Mädchen singen,
Alles jubelt froh!
Bunte Bänder schweben
Zwischen hohen Reben
Auf dem Hut von Stroh!

Geige tönt und Flöte
Bei der Abendröte
Und im Mondenglanz;
Junge Winzerinnen
Winken und beginnen
Deutschen Ringeltanz.

## 53. Der Fleiß der Tiere.

Wie emsig im Grund sich die Ameise regt,
Und Körnchen bei Körnchen zum Vorrate trägt!
Sie schaffet im Sommer, damit es ihr nicht
Im Froste des Winters an Nahrung gebricht.

Dort sammelt die Biene mit fleißigem Sinn
Von Blume zu Blume den süßen Gewinn.
Das wirkliche Völklein fliegt ein und fliegt aus
Und füllt sich mit Honig das zierliche Haus.

Geh' schaue das kleine, das fleißige Tier,
Du müßiger Fauler, und lerne von ihr!
Geh', sammle wie Bienen!
Es schwindet die Zeit.
Bald sind mit Gestöber die Fluren beschneit.

## 54. Winterlied.

Das Feld ist weiß, so blank und rein,
Vergoldet von der Sonne Schein,
Die blaue Luft ist stille;
Hell wie Kristall
Blinkt überall
Der Fluren Silberhülle.

Der Lichtstral spaltet sich im Eis,
Er flimmert blau und rot und weiß,
Und wechselt seine Farbe.
Aus Schnee heraus
Ragt, nackt und kraus,
Des Dorngebüsches Garbe.

Von Reifenduft befiedert sind
Die Zweige rings, die sanfte Wind'
Im Sonnenstral bewegen.

Dort stäubt vom Baum
Der Flocken Flaum
Wie leichter Blütenregen.

Tief sinkt der braune Tannenast
Und drohet mit des Schnees Last
Den Wandrer zu beschütten;
Vom Frost der Nacht
Gehärtet, kracht
Der Weg von seinen Tritten.

Das Bächlein schleicht, von Eis geengt;
Voll lauter blauer Zacken hängt
Das Dach; es stockt die Quelle;
Im Sturze harrt,
Zu Glas erstarrt,
Des Wasserfalles Welle.

Die blaue Meise piepet laut;
Der muntre Sperling pickt vertraut
Die Körner vor der Scheune.
Der Zeisig hüpft
Vergnügt und schlüpft
Durch blätterlose Haine.

Wohlan! Auf festgediegner Bahn
Klimm' ich den Hügel schnell hinan
Und blicke froh in's weite,
Und preise den,
Der rings so schön
Die Silberflocken streute.

## 55. Die Erle und die Ceder.

Aus dem fetten Wiesengrunde
Nah am Schmerlenbache wuchsen
Ueppig junge Erlen; locker

Grünten sie empor, und Schosse wuchsen
Schon im ersten Jahr zu schlanken
Bäumchen auf. Am nahen Hügel
Keimten junger Cedern Sprossen
Langsam aufwärts. Jahre flogen
Hin, doch kaum erschienen höher
Sie denn vormals. Höhnisch riefen
Laut die Erlen: „Ei, ihr Trägen,
Schämt euch! Nach so vielen Jahren
Noch so schwach! Ei, schauet unsern
Reichtum! Wie wir herrlich grünen
Starkgefüllte, volle Bäume,
Voll von Zweigen, dicht vom Laube!“
Drauf erwiderten die Cedern:
„Haben wir bisher doch immer
In den festen Grund gepflüget,
Mit der Wurzel zwischen Felsen
Sichern Stand uns zu erwerben.
Zehnmal weiter, als die Wipfel
Ihr erhebet in die Lüfte,
Dringen wir erst in die Tiefe;
Alles nach dem Wink der weise
Teilenden Natur, die euch zum
Schnellern Uebergang berufen,
Uns zum dauerhaften Schwunge.
Lange werdet ihr verweset
Sein, von euren Kindeskindern
Wird kein später Enkel grünen,
Wenn wir, voller Schönheit blühend,
Mit dem Haupt die Sterne küssen,
Und gleich grünen Pfeilern unsre
Aeste an die Wolken lehnen
Und gleich Adern mit der starken
Wurzelkrall' die Erde tragen!“

## 56. Die beiden Aehren.

Am Sanct=Johannistage ging
Der Vater und sein Kind in's freie.
Gar freundlich war des Himmels Bläue,
Und auf dem reifen Kornfeld hing
Der Morgentau
Noch hell und lau.
Leicht nickten an dem grünen Rain
Mohnblumen bei der Lüfte Wehen,
Gleich Purpurglut im Sonnenschein.
Und frisch in fröhlichem Gedeih'n
Sah man die schlanken Aehren stehen.
Der Knabe hüpfte auf und nieder,
Wo eine schöne Blume stand,
Und kehrte bald mit voller Hand
Und frohem Blick zum Vater wieder.
„Sieh', Väterchen, was ich gepflückt!
Zwei schöne, ganz verschiedne Aehren.
Stolz ragt die eine, und gebückt
Scheint diese sich herab zu kehren.
Warum sind sie nicht gleich geschmückt?
Willst, Vater, du mir das erklären?"
D'rauf sprach der Vater freundlich mild:
„Schau her, mein Kind, es wird im stillen
Die Wahrheit gern im zarten Bild
Die tiefen Lehren uns enthüllen.
Sieh', jene, die sich stolz erhoben,
Ist selten reich und segenschwer.
Ihr pralend Haupt ist hohl und leer.
Der Schnitter wird nur diese loben,
Die, still in Demut hingeneigt,
Des innern Wertes Fülle zeigt.
So traue nie des Hochmuts Schimmer;

Er deckt nur inn're Armut zu.
Der frommen Demut gleiche du!
Ob still sie blüht, sie täuscht doch nimmer."
Und achtsam schrieb der Knabe sich
In's Herz des Vaters goldne Lehren.
Johannistag wohl schnell verstrich;
Doch blieb ihm tief und innerlich
Das Gleichniß von den goldnen Aehren.

# Inhaltsverzeichniß.

## I.

## Prosaischer Teil.

### Fabeln, Sagen, Erzählungen, Beschreibungen.

# II.

# Poetischer Teil.

## Fabeln, Sagen, Erzählungen, lyrische Gedichte.

Druck von Jos. Feichtinger's Erben in Linz.

Schwaighofer

Miller, Max

Deutsches Lesebuch für die erste und zweite Lateinklasse und für den ersten Kurs der Präparandenschule

Passau 1875